

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 2.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

[1883]

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Hauptshy.

(1. Fortsetzung.)

Mutter Hofer hatte Arnold in ihre Stube geführt. Diese sah dürrig aus, war aber sauber gehalten. Den großen grünen Kachelofen umgab eine Holzbank, beim Fenster war eine zweite aufgestellt, davor ein Tisch.

Ein großes Bett zeigte reichliche Federtissen, von denen die obersten, mit den frisch roten Ueberzügen, des Nachts stets bei Seite gelegt wurden, um nicht durch den Gebrauch beschmutzt zu werden. Nahe der Tür befand sich ein Weihwasserkeffel, in den die Hofer beim Eintritt ihre Finger tauchte und, sich und die beiden jungen Männer mit dem Wasser bespritzend, das Zeichen des Kreuzes machte. Eine mit steifen Rosen bemalte Truhe und eine eben solche Kommode standen an den Wänden; auf die letztere war ein drei Fuß hoher zweitüriger Schrank gestellt; er war neu und von sauberer geschmackvoller Arbeit. Eine Schwarzwalduhr und zwei Bilder, Jesus und Maria darstellend, vervollständigten das einfache Gerät des Zimmers.

Zwei Fensterchen der Stube gingen nach dem See hinaus, ein drittes, noch kleineres, war in einer Art Vorbau nach der Straße und dem nahen Salzberg. Frau Hofer lud Herrn Arnold zum Sizen ein. Sie sprach von ihrem Georg und meinte, der Herr werde da einen tüchtigen ordentlichen Burschen kennen lernen und einen guten Sohn, der auch noch fromm und christlich sei und nicht — ihr Ton wurde schärfer — so ein loderes Beifertl, wie der Herr Valentin da, der sich über alles lustig macht und der schier meint, er könnt dem Teufel selber noch eine Nase drehen; nein, der Georg, das sei ein ganz anderer Mensch, und er müsse auch gleich herunter kommen, und nun, der Herr soll nur nicht böse sein, müßte sie in die Küche und Feuer anmachen.

Am Freitag, fügte sie noch erläuternd hinzu, würde oben am Berg nicht mehr gelocht, und da warteten die Arbeiter mit dem Mittagessen, um es im Kreise ihrer Familie einzunehmen. Bei den meisten würde freilich erst eingekauft, wenn der Vater den Wochenlohn bringe, sie aber habe Georgs Leibgericht schon bereitet. „Einen Griesknödel mit Salat,“ sagte sie mit einer leuchtenden Miene der Befriedigung, indem sie gravitatisch hinausschritt. Als sie wieder hereintam, sah sie, daß Valentin den zweitürigen Schrank geöffnet hatte und dem fremden Herrn die Arbeit daran zeigte.

Sie stellte sich, die braunen entblößten Arme unter ihrer Schürze bergend, neben sie hin. „'S ist ein sauberes Kasterl, nicht wahr?“ fragte sie voll mütterlichen Stolzes; „er hat's selbst gemacht, und er hat seine Schulbücher 'nein gestellt und sein Arbeitszeug. Sehen's, das sind die Messer und Stemmeisen, und das ist der Zirkel und das Dreieck und sein übriges Zeichengerät.“

„Georg ist also auch Tischler und Holzschnizer, wie der Valentin?“ fragte Arnold.

„Freilich, unsere Buben haben das halt schon von ihrem Vater gelernt, und der wieder von dem seinigen. Die Schnizerei ist so ein Nebenverdienst, denn vor dem zwanzigsten Jahre nehmen's keinen ins Bergwerk, und wie mein Mann im Berg verunglückt ist — Gott hab' ihn selig — da war der Georg erst sechzehn Jahr alt. Ich hab' freilich eine Pension kriegt, aber mit vier Gulden vierteljährig kann man mit dem besten Willen nicht auskommen. Der Valentin hätt' mich gern unterstützt, ich weiß wohl, aber sein Verdienst war damals noch gar g'ring, und der Bub hat überhaupt alleweil ein' schlottrigen Geldbeutel g'habt. Und da hat halt der Georg mit der Holzarbeit ang'fangen. Er hat kleine Viecherle g'schnizt und Löffeln und Messer, und ich hab mich damit am Weg hing'setzt, und die Fremden, die dann und wann in den einsamen Gebirgswinkel kommen sind, haben mir gern was abkauft. Aber der Winter ist ein harter strenger Gesell' für uns alle, und er rührt sich nicht vom Fleck sieben Monat lang, und für die, die nichts Sicheres haben, bringt er ein schreckliches Elend. Ich und er, wir haben oft beide geweint, weil wir uns nicht zu helfen g'wußt haben. Aber der Georg hat treu bei mir ausg'halten, und unser Herrgott hat uns so gnädig die schlimmste Zeit überdauern lassen. Und mit zwanzig Jahren hat der Georg das große Glück g'habt, ins Salzwerk zu kommen. Im ersten Jahr haben's ihm wohl nur achtzehn Kreuzer täglich geben, aber jetzt kommt er sich wie die meisten auf sechzig Kreuzer, nur daß er halt noch im Geding arbeit' und noch nicht sicher angestellt is, aber er ist ja erst zweiundzwanzig Jahr alt, und das wird schon kommen, mein Gott, und dann wär er halt versorgt, bis in seine alten Tage hinein.“

„Mit sechzig oder siebzig Kreuzern täglich,“ spöttelte Valentin, „vorausgesetzt, daß er niemals sich mußt, sonst wird er abgesetzt wie der Frieder, und dann noch weiter vorausgesetzt, daß er nicht vorzeitig ums Leben kommt, wie unser armer Vater.“

„Der Frieder ist ein Krakehler,“ entgegnete die Mutter herb, sie befand sich ihrem älteren Sohne gegenüber immer in der Opposition, „der hat nur kriegt, was er verdient hat, und unsern armen Vater wars halt auch schon bestimmt g'wesen.“

Sie faltete fromm die Hände.

„Ach was, bestimmt,“ sagte der Valentin unwirsch, „der Vater war ins Sinkwerk geschickt worden, um die Sohle zu messen, ob sie schon den richtigen Gehalt hat. Um zu sparen, war für das neue Werk kein neuer Schacht gegraben worden, und so mußt er ein altes Werk passiren, das jußt ober dem neuen steht, von diesem war aber die Decke schon vom Wasser durchgefressen, und wie er drüber geht, bricht sie ein und er stürzt hinunter.“

„Da kommen die Salzarbeiter vom Berg,“ rief die Hofner, die der Erzählung und der, ihrer Meinung nach, gotteslästerlichen Deutung ausweichend nach rückwärts gegangen war.

Die beiden jungen Männer traten zu ihr an das Fenster. Man übersah von hier einen Teil des Salzberges und konnte den in Serpentin angelegten Weg verfolgen, auf dem die Arbeiter, in Gruppen gefeilt, herunterkamen.

Die heimkehrenden Salzarbeiter waren hagere mittelgroße Gestalten von zumeist hübscher regelmäßiger Gesichtsbildung und durchaus blasser Farbe, die bei Leuten, welche im Tage zwölf Stunden unter der Erde zubringen, wohl natürlich war.

Sie trugen nicht die schmucke Bergmannstracht; der schwarze tuchene Rock, den sie sich selbst zu beschaffen gehabt hätten, war für sie ein unerschwingliches Kleidungsstück geworden, und so hatten sie denn alle die gewohnte Gebirgstracht: die kurze Hofe aus Bocksleder, grünwollene Gamaschen und mit schweren Nägeln beschlagene Gebirgsschuhe. Die Weste war offen, das rote Halstuch lose um den Hals gelegt. Den lichtgrauen Zanter trugen sie über eine Schulter geworfen und am Rücken hing ihnen der lederne Rucksack, in dem sie die Lebensmittel für die ganze Woche hinaufgeschleppt.

Auf denselben hatten sie ihren Wettermantel geschnaht, eine Art Poncho, ein alt-keltisches Kleidungsstück, von einfacher aber malerischer Form.

Sie gingen in einem festen gleichmäßigen Schritt, knieweich, das ist: im Kniegelenk sich wiegend, wodurch die Erschütterung des Körpers während des Abstiegs verringert wird.

Gleichsam als einen Gruß aus den Bergen, den sie den Thron mitbrachten, hatten sie auf den grünen Hut einen Strauß von Alpenrosen oder Edelweiß gesteckt, aber sonst war nichts fröhliches an ihnen zu bemerken.

Nicht laut und lärmend kamen sie daher, sie lachten, sie plauderten nicht miteinander, etwas Ernstes, Gedrücktes sprach sich in ihren Mienen aus, etwas Ermüdetes, selbst Apatisches.

Unter eine überstrenge Disziplin hatten sie die Woche über sich zu beugen gehabt, nun ersahnten sie wohl den Augenblick, der sie einer verhältnismäßigen Freiheit und ihrer Familie wiedergeben sollte, aber der Anblick der Thron brachte ihnen auch das Elend vor Augen, in dem sie lebten, und um die hungernden Mägen zu füttern, reichte der karge Wochenlohn nicht aus, und sie mußten nun streben und ringen, um für diese zwei Tage einen Nebenverdienst zu erhalten, der sich leider nicht allen bot.

In der Talsohle angekommen, trennten sie sich ohne Handschlag und Gruß.

Der eine ging hierhin, der andere dorthin. Dem ersten Trupp folgte bald ein zweiter, unter diesem befand sich Georg.

Er ging leicht und elastisch wie man eben mit zweieinzwanzig Jahren geht; der Stecken, den er gleich den andern trug, diente ihm kaum als Stütze.

Er überstieg die Holzbarriere, die den Weg säumte, und über das Gestein setzend, gelangte er auf dem kürzesten Weg herunter.

Die Mutter ging ihm entgegen.

Als sie über die Schwelle des Hauses trat, hatte er soeben den Rucksack mit dem Mantel auf die Bank vor dem Hause geworfen und sich darauf gesetzt.

Er nahm den Hut ab und wischte mit dem Ärmel über die feuchte Stirne.

Als er sie erblickte, reichte er ihr stumm die Hand. Sie sah ihn an und wußte in dem Augenblick, daß ihm etwas Unangenehmes passirt sein müsse. In mütterlicher Sorge vergaß sie alles andere und setzte sich neben ihn.

Auch Arnold war herausgekommen, er verweilte in der Flur. Er wollte einen Augenblick unbemerkt den jungen Salzarbeiter beobachten, der von vorneherein sein neugieriges Interesse erregt hatte.

Er saß stark vorgeneigt auf der niedern Bank, den Ellbogen hatte er aufs Knie und den Kopf auf die Hand gelegt, er sprach zur Mutter in kurzen Sätzen, in abgerissenen Worten wie es schien. Arnold fand ihn hübsch und wohlgebildet, er war größer als Valentin und robuster. Der Kopf zeigte den keltischen Typus, der sich von den Urbätern her in diesen Bergen erhalten hat, wo man noch nicht französische Physiognomien findet. Das dicke dunkelbraune Haar, welches sich sanft gelockt in einzelne Partien teilte, hing ihm etwas wirr über die blasse, überaus weiße Stirne. Die untere Partie des Gesichtes erschien kaum etwas gebräunt und zeigte jenen dunklen Anflug, der einen kräftigeren Bart versprach, als er hierzulande gewöhnlich ist. Aber bei aller Jugendlichkeit lag in diesem Gesichte ein ernster finsterner Zug, und wenn er die schmalen Lippen fest zusammenpreßte, wie es eben jetzt geschah, wo er zu sprechen aufgehört, wurde der Ausdruck zur Herbheit.

„Aus is!“ rief jetzt die Mutter, und sie schlug wie im Zammer die Hände zusammen, „abgezogen haben sie dir und drei Schicht, aber so sag doch, was hast denn getan, was hast denn angestellt, um so eine harte Straf' zu verdienen?“

Er zuckte die Achseln und schwieg.

Als sie aber hierauf in lauterer Klagen und Vorwürfe ausbrach, streckte er, wie zur Abwehr, ihr die Hand entgegen.

„Daß es gut sein, was du mir sagst, hab' ich mir alles schon selber vorgeworfen, und da dir damit ein Unrecht geschieht, will ich's auch nimmer tun, ich versprech dir's, Mutter.“

Man mochte es ihm glauben, er sagte es so entschieden. In dem Augenblick trat Arnold aus der Thür.

„Jesus, auf den Herrn hab' ich ganz vergessen,“ rief sie, und ihren Sohn in die Seite stoßend: „da schau nur und rühr dich ein wenig, der Herr ist mit dem Valentin kommen, er will dich kennen lernen, und ich hab dich auch g'lobt üben grünen Klee, hab natürlich nichts g'scheiteres g'wußt, und jetzt siehst mir da mit der Schand.“

Georg hatte sich erhoben. Auf seine Stirne trat ein dunkles Rot, mit einem verlegenen Blick sah er auf den Fremden und umbeholfen und linksich griff er nach der Hand, die dieser ihm entgegenstreckte.

Er wußte kein Wort zu sagen, aber Arnold verstand es, sich herzlich und vertraulich zu geben, als der Genosse des Aelteren, der bei dem Jüngeren die gleiche kameradschaftliche Gesinnung voraussetzt.

Georg sah einigermaßen überrascht zu ihm auf. Arnold konnte bemerken, daß dieser Salzarbeiter merkwürdige Augen hatte. Groß und licht, waren sie von dichten schwarzen Brauen und Wimpern umsäumt, und trotz des scheuen knabenhaften Ausdrucks, sprach aus ihnen eine hohe Intelligenz, jener Funke, der geistiges Leben verrät. — Dieser Knabe dachte bereits.

Valentin begrüßte den Bruder in seiner lustigen Weise mit einem Witzwort, und rief auch den Arbeitern, die vorüber kamen, ein fröhliches Wort entgegen.

Es waren die Nachzügler, die nicht mehr so flink vorwärts konnten, oder es sonst nicht eben eilig hatten.

Dem alten Michel, einem silberhaarigen Männchen, reichte er die Hand und lud ihn ein, auf der Bank neben der Mutter ein wenig auszuruhen. Der nahm den Vorschlag gerne an.

Die Mitz steche ihn so, meinte der Alte mit einem sanften ergebenen Lächeln, und es sei, just, als wüchs der Berg mit dem Alter.

Siebenunddreißig Jahr gehe er jetzt da hinauf und nun hätt' er mit einemmal sein G'frett. Er schüttelte den Kopf wie einer, der eine Tatsache sich nicht erklären kann.

Ein Arbeiter klein und schwächlich, mit einem struppigen roten Schnurrbart und ein paar Augen, die aus buschigen Brauen hervorstachen und keineswegs den gutmütigen Ausdruck seiner Genossen hatten, kam dicht vorüber, und nachdem er die vor dem Hause Sitzenden schon passiert, wendete er sich mit einem Nuck nach ihnen um, als sei ihm plötzlich etwas eingefallen.

„Se Alte, hast es schon g'hört, was ihm wieder passiert ist, dem deinigen? Hätt'st ihn halt sollen länger noch in d' Schul gehen lassen, Reserl, weil er die Bücher schier nicht g'raten kann.“

„Du mein Herrgott, ich weiß ja noch immer nicht, wegen was sie ihm die drei Schicht abgezogen haben, er redt ja nichts,“ klagte die Mutter.

„No wegen den Büchern,“ grinste er, „jetzt weißt es.“

„Wegen was für Büchern, Feistinger?“

„Die sich der Bub auf den Salzberg mitnimmt, obwohl er weiß, daß das Lesen ein für allemal verboten ist.“

„Sie sind halt so streng auf alles Druckte,“ wendete sich der alte Michel begütigend zur Mutter Theres, und ihr den Sachverhalt gleichsam auseinandersetzend: „Weißt, unser G'strenger ist schon vor einiger Zeit ganz wild hinaufkommen und hat den Obersteiger ang'schnauzt: Es wird schon wieder g'lesen in den Arbeitshäusern, trotz dem Verbot, hat er g'sagt, ich will aber keine Politiker und Freigeister.“

„Ja, und auch Licht ist wieder hie und da angezündet worden, obwohl das von jeher untersagt war,“ bemerkte Feistinger anklagend.

„Nun ja, ja, manchmal hat sich einer ein Kerzenstummel mitbracht und hat sich's angezünd't, wenn er sich niedergelegt hat, es hat niemanden genirt, aber Angeber gibts halt genug unter uns.“

„Und den Lumpenkerln soll's nicht am schlechtesten gehen,“ warf Valentin lech dazwischen, dabei Feistinger fixierend.

Michel wandte ängstlich den Kopf und bedeutete ihm zu schweigen, dann wieder zur Hofer: „Weißt Reserl, und da haben's schon neulich so ein Zeitungsblatt g'funden, es war eigentlich ganz was Unschuldiges,“ er zwinkerte schelmisch mit den freundlichen Augen, „es war nur ein kerikales Blatt, der „Pilger“ nennt sich, aber es ist halt doch konfisziert worden, schon aus Prinzip, weil halt einmal durchaus nichts, aber gar nichts gelesen werden soll.“

„Und was unjereinem nicht erlaubt ist und nie erlaubt war, das glaubt der da, so ein unweiser Ding da, tun zu dürfen?“ rief der Feistinger erbozt, „aber es ist ihm schon bedeutet worden, noch einmal so etwas und er ist entlassen.“

Die alte Hofer brach in Tränen aus.

„Aber was denkst denn, du Unglücksbua, willst dich zugrunde richten und mich? Und so ein Glück hat er g'habt, und so gut hätten's die Herren mit ihm g'meint, und jetzt verdirbt er sich alles wegen seiner dalketen Leserei.“ Sie zog die Schürze vor ihre weinenden Augen: „Aus is!“

Georg saß stumm, finster blickte er vor sich hin. Er wagte keine Entgegnung, kein Wort der Entschuldigung, er beugte den Kopf gegen die Brust, wie ein Schuldiger unter der Wucht der Anklage.

Mehrere Arbeiter waren herzugetreten; darunter auch der Holzhauser Franzel, ein stämmiger Bursche mit einem großen blonden Schnurrbart, kurzen Hüften und unverhältnismäßig langen Beinen. Er war einer der waghalsigsten Burschen, der an Abhängen, wo kein anderer mehr sich hinuntertraute, das Holz fällt; er trug, von der Arbeit kommend, die Art auf der Schulter, was sein rabiates Aussehen nicht verminderte.

„Na, das wär auch das letzte, wegen was ich zu einer Straf kam,“ rief er mit einem rauhen Lachen, „Gott sei Dank, beim Bücherlesen hat mich noch keiner ertappt; wenn ich mir

einmal was aus der Zeitung zusamm buchstabirt hab', so i's nachher richtig nicht wahr g'weßt und ich hab' mir die Müh' ganz umsonst g'macht. Na, sei g'scheit Schorschel, überlaß die Leserei den Faulenzern, die sonst nix vernünftiges zu tun haben und nicht arbeiten wollen; wir brauchen was anderes, wir brauchen was z' essen, nicht was z' lesen.“

„Das ist richtig,“ riefen die Umstehenden, diesen Ausspruch bestätigend.

„Ich sag's auch, dadurch wird uns nichts aufbessert. Im Gegenteil, es schad's uns nur, denn es bringt die Herren gegen uns auf,“ versicherte Feistinger.

„Ich les' auch nichts,“ meinte ein anderer, „ich denke mir, was soll ich mich denn alleweil sekiren lassen.“

„Freilich, und ob wir jetzt um so ein Büchel mehr oder minder wissen, das ist schon alles eins.“

Ein kurzes grelles Auslachen voll unsäglich Bitterkeit ertönte und ließ alle sich nach demjenigen umwenden, der es ausgestoßen hatte.

„Der Frieder,“ murmelten die Leute.

Ein hagerer hochgewachsener Mann mit bleichen Zügen hatte sich unter sie gedrängt, wie eingeklist stand er unter der sich verdichtenden Gruppe, die sich nun zu lösen begann und, sich nun von ihm zurückziehend, ihn frei ließ.

Die Brust dieses Mannes war eingefallen, die Wangen hohl, aber er mußte einmal schön und kräftig gewesen sein, und aus den tiefen Augen blitzte noch ein Funke, nicht des Widerstandes, damit war's vorbei, aber eines nach innen fressenden Zorngrimmis.

„Recht habt Ihr!“ rief er mit seiner klanglosen Stimme, die in ihrer Tonlosigkeit leicht überschnappte, „Ihr braucht nichts zu wissen, gar nichts, viel wissen macht Kopfschmerz und andere wissen für Euch, und sie wenden ihre Wissenschaft zu Eurem Besten an, sie lassen sich angelegen sein für Euch zu sorgen — väterlich zu sorgen, hahaha!“ wieder lachte er jenes kurze heisere Lachen.

Die Hofer hatte die Schürze von den Augen gerissen, bei dem Ton und Anblick dieses Mannes war ihr die Galle gestiegen und ihre Tränen versiegt, derb faßte sie Georg an der Schulter.

„Da siehst einen,“ rief sie erbozt, „der sich sein Lebtag auf die Hinterbeine g'stellt hat, der sich einbild't hat, wenn er nur recht viel Drucktes in seinen Hirnschädel hineinstopft, dann wird er damit was einrennen, ja, ang'rennt ist er damit. Schau dir ihn nur an, den Frieder, schau dir ihn an, so schaut deine eigene Zukunft aus, wenn du dich nicht besserst bei Zeiten.“

„Ober wenn ich nicht bei Zeiten davon geh,“ stieß Georg dumpf wie aus gequälter Brust hervor. Die Augen der Mutter vergrößerten sich und wie im Entsetzen schlug sie die Hände zusammen.

„Was sagst?! fortgehen willst, unsern Ort verlassen, mich verlassen?! —“ Die Empörung erstickte sie fast. „Geh nur, mach's wie der Valentin, Ihr braucht freilich die Alte nicht mehr, obwohl du noch gar nicht weißt, du dummer Bub, wie das ist, wenn sie nimmer für dich stricken und flicken wird, möchst doch immer gern nett und sauber sein, gelt? Na, kannst halt dann schauen, wer dir was machen wird, und wie; mich, das kann ich dir sagen, bringst nicht von hier hinaus, ich geh' nicht aus den Bergen, ich bin kein Lokomotiv, das durch die Welt faßt. — Wo mich mein Herrgott hat geboren werden lassen, da will ich auch sterben, und meine Gebein' sollen nicht in einer fremden Erde ruhen.“

Der alte Michel klopfte der hocherregten Frau beruhigend auf die Schulter und nickte mit einem milden Lächeln ihr zu.

„Ich mein das'selbe, Theres, ich könnt auch nicht fort, und 's ist ja auch nur so eine Red von Georg, wer weiß, ob er's selber aushalten tät. Wir kriegen alle das Heimweh, und das ist just wie eine Krankheit.“

„Wir können nicht fort,“ bestätigten mit Nachdruck die andern; „nur die wenigsten von uns können eine andere Luft ertragen, wir erfahren's an unseren Soldaten.“

„Wir können nicht fort,“ murmelte der Frieder in seinem vergrämten Ton, „es ist zwar nur ein Aberglaube, aber er hängt uns allen an.“

„Und draußen in den Städten, da kommt unsereiner schon gar nicht auf, schon wegen der Kongrenz,“ meinte ein kleiner einfältig blickender Arbeiter, „ich hab's erfahren; und ich sag halt das, wenn einer sich brav aufführt und sich nir zu schulden kommen läßt, so hat er doch quasi sein Sicheres.“

„Quasi sein sicheres Glend,“ ergänzte Valentin lachend.

Eine laute und allgemeine Zustimmung folgte dieser Auslassung.

Jetzt handelte sich's nicht mehr um Meinungen, jetzt stand man auf dem Boden der Realität und jeder wußte von diesem Glend, jeder trug es mit sich wie ein an seinem Dasein haftendes angeborenes Uebel.

Und es käme immer schlimmer, sagten die einen, und es wäre nie so fühlbar gewesen, die anderen.

Der alte Michel nickte mit dem schönen weißbharnten Kopf und lächelte nachdenklich. Früher wären halt doch viele Vergünstigungen gewesen, und jeder hätte für sich und die Seinigen das Korn bekommen, meinte er.

„Und wie lang ist's denn her, so haben wir noch unsern Bezug an Schmalz gehabt,“ versetzte ein anderer.

„Und Holz.“

„Und den Lohn obendrein.“

„Freilich, nur einen geringen, ein paar Kreuzer täglich.“

„Richtig, ja ja,“ stammelte Michel gutmütig, „aber damals war auch alles so viel billiger, jetzt sind die Preis' nicht zu erschwingen, was in der Umgebung wächst und gedeiht, wird alles nach Solenbad gebracht, und wir müßens von dort beziehen, und mit der Naturalleistung ist's ganz aus.“

„Aus is!“ riefen alle im vielstimmigen Chor, und selbst Feistinger, den heimliche Belohnungen zum Aufseher über die Kameraden gemacht, meinte grollend: „Jetzt fassen wir nichts mehr als das Salz, aber wir haben nichts mehr zu salzen.“

„Das Mußsalz haben sie 's einst genannt, das den Arbeitern zugekommen ist, jetzt nennen sie 's das Gnadensalz,“ versetzte der Frieder schneidend.

„Das Gnadensalz — das Gnadensalz — es ist wahr!“

Das Wort ging von Mund zu Mund, in der Wiederholung zu immer energischerem Ausdruck gelangend. Es war als käme ihnen damit der Kontrast von einst und jetzt zum deutlichen Bewußtsein. Georg, die Arme über der Brust gekreuzt, hatte wie abwesend vor sich hingestarrt. Jetzt hob er plötzlich den Kopf und in heiß aufsprudelnder Unmittelbarkeit, seiner inneren Bewegung gehorchend, rief er:

„Sie haben kein Recht es so zu nennen, und wir sollten es nicht dulden!“

Alle sahen betroffen zu ihm hinüber.

„Was willst denn damit sagen,“ bemerkte seine Mutter noch mehr erbozt, „was misch'st du dich wieder in Sachen, die du nicht verstehst.“

Georg schien die Mahnung zu überhören und fuhr fort:

„Das Salz, das hier gewonnen wird, das unsere Arbeit dem Berge abringt, bringt einen jährlichen Reingewinn von achtzehn Millionen, und das uns spärlich zugemessene Salz, das wir erhalten um unser Brod zu würzen, sollte ein Gnadensalz sein?“

Alle umdrängten ihn.

„Achtzehn Millionen an Reingewinn, es ist nicht möglich, achtzehn Millionen, wer hat das gesagt?“

„Niemand, ich hab's gelesen.“

„Aha, da haben wir's,“ rief Feistinger triumphierend, „ihr habt es alle gehört, er hat's gelesen!“

„Er hat's gelesen!“ riefen alle, in Bewunderung, daß solche Dinge, die sie selbst betreffen, wo zu lesen seien.

„In der Zeitung hat er's gelesen,“ bemerkte Feistinger hämisch, „und was da drinnen steht, braucht man nicht zu glauben, denn es ist alles nur erstickt und erlogen.“

„Und wenn's auch zehnmal wahr wär, was geht's uns an,“ rief die Wittwe Hofer in ihrem entschiedensten Ton, „und ob's Mußsalz oder Gnadensalz heißt, wir kriegen einmal zwölf Pfund per Kopf im Jahr, und d'ran wird nichts geändert.“

„Wir können da wenigstens nichts machen und nichts ändern,“ sprachen die andern.

„Und wenn wo ein Unrecht ist, sitzt unser Herrgott zu Gericht, nicht wir,“ belehrte sie, „und er wird schon wissen, warum er alles grad so eingerichtet hat und nicht anders.“

Michel blickte sie mit einem heiter resignirten Lächeln an, dann streckte er ihr die Hände entgegen und schüttelte sie fest.

„Ja Alte, du hast's g'sagt, das ist unser bester Trost und unser einziger. Wenn wir dem Himmel vertrauen, wird sich sicher alles zum Besten wenden.“

Er hatte sich erhoben und auf seinen Steden gestützt, schritt er langsam den etwas aufsteigenden Weg in den Ort hinan.

Auch die übrigen Männer schritten in Gruppen gesondert den nachbarlichen Hütten entgegen. Der Holzhauer Franzel hatte mit offenem Munde zugehört, er sah nachdenklich aus, was ihm nur selten passirte.

„Meiner Seel,“ sagte er dann, wie zu sich selbst redend, 's ist unser einziger und letzter Trost.“

Er wendete sich und bemerkte Arnold neben sich, der ein stummer aber aufmerksamer Beobachter dieser Szene gewesen.

„Wissen's junger Herr,“ sagte der Holzhauer mit einer rauhen jäh hervorbrechenden Lustigkeit sich an diesen wendend, „wir armen Leut, wir glauben noch an den Himmel. Bei dem Hundeleben, das wir führen, können wir den Himmel nicht entbehren, wissens, und die Höll erst recht nicht. Mein Gott, wir müssen doch die Aussicht haben, daß uns da drüben wenigstens die Belohnung auf'spart bleibt, und 's bleibt uns ein Labfal zu denken, daß die Reichen und Müßiggänger, die in einer Nacht mehr verprassen, als wir Armen in einem Jahr zusammenarbeiten können, dafür alle miteinander in der Höll braten müssen. Gahahal wissen's junger Herr, es steht schon in der heiligen Schrift, daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr geht, als ein Reicher in den Himmel, und es könnt unsereinen nur stuzig machen, daß diese Leut' so gar unbesorgt um ihr Himmelreich sind.“ Der humorvolle Zug verschwand aus seinem Gesicht und machte einem jäh hervorbrechenden Jortplatz. „Himmel-Herrgott, wenn wir d'rauf kommen täten, daß das nicht wahr ist, daß unser Herrgott unschuldig an unserm Glend ist, und sich überhaupt nicht darcin mischt, meiner Seel, wenn wir drauf kommen täten, daß wir andere dafür verantwortlich machen müssen — dann —“ er schwang die Art wie beim Holzfällen und warf sie dann wieder über die Schulter — „dann mücht ich bei der Abrechnung schon dabei sein.“



Im nordischen Eis: Erbauung von Eishütten. (Seite 31.)

Ohne Gruß schritt er fürbaß.

Frieder sah ihm mit düstern Augen nach.

„Nicht die Bücherleser, wie sie sagen, sind eine Gefahr, solche wie der da sind es allein, und niemand will das erkennen, und niemand sucht sie da, wo sie wirklich ist.“

Der blasse Mann mit dem vergrämten Antlitz senkte den Kopf, auch er wendete sich zum Gehen.

Valentin eilte ihm nach und suchte seinen Gang genau nach dem des alten Frieder zu regeln. Er sprach mit ihm und dachte wohl daran, ihn nach Hause zu begleiten.

Kam er mit dem Vater, konnte die kleine Evi nichts, aber auch gar nichts dagegen einzuwenden haben und durfte sich nur im Stillen ärgern.

Ob sie sich denn wirklich ärgerte, wenn er kam?

Er schien sich diese Frage wiederholt vorzulegen, aber sein vergnüglich schelmisches Lächeln bewies, daß er sie in einem ihm günstigen Sinne beantworten zu dürfen glaubte.

Mutter Hofer war schon vorhin in's Haus getreten. Arnold und Georg waren allein.

Als der junge Salzarbeiter jetzt aussah, begegnete er dem sympathischen Blick des Fremden. Sein Mund öffnete sich zu einer jäh ausbrechenden Kundgebung, aber sich noch rechtzeitig besinnend, schloß er ihn wieder und nur ein schwerer Atemzug löste sich von seiner Brust.

Arnold setzte sich neben ihn auf die Holzbank. Der Knabe litt offenbar unter seinem erwachenden Bewußtsein. Zweifel



Im nordischen Eis: Fertige Eishütten. (Seite 34.)

waren ihm entstanden und sie brachten ihm Schmerzen, ein heimliches Weh.

Der Ältere ergriff seine Hand: „Haben Sie Vertrauen zu mir, Georg.“

Dieser sah ihn an mit einem ernstem forschenden Blick, als wollte er in den Tiefen seiner Seele lesen.

„Ich möchte es wohl,“ sagte er, und um seine schmalen Lippen zuckte es, „aber in mir selbst ist kein Vertrauen und keine Zuversicht. Wer ist unser Freund? wer ist unser Feind?“

— Wo ist das Rechte und das Wahre, in dem was uns umgibt? — Was wir von Kleinauf der Mutter nachgestammelt haben, war es nicht unwahr? Und die Lehren, in denen man uns großgezogen, die man uns für unser Leben zu erhalten sucht, beruhen sie nicht auf Täuschung? — Unsere Sinne möchten ja sagen, aber man hat unsere eigenen Sinne uns verächtigt; — an was sollen wir uns halten? — An unser Wünschen und Bedürfnen? — Es heißt, wir hätten kein Recht

darauf — aber wenn wir uns selber nicht vertrauen dürfen, wie können wir andern vertrauen?“

In diesen kurzen Sätzen, die er, als würde ihm unter dem andrängenden Sturm seiner Empfindungen die Brust zu enge, fast keuchend vorbrachte, sprach sich all die Hilfslosigkeit und all die gewaltig glühende Kraft eines werdenden Aus, das nach Gestaltung ringt.

Arnold sah mit teilnehmendem Ernst in sein erregtes Antlitz.

„Vielleicht dürft ihr doch diejenigen für die Ehelichsten halten, die euch euer Naturrecht nicht streitig zu machen suchen, die sagen, macht die Augen auf und haltet sie offen; lernt prüfen und untersuchen, und lehnt euch an das, was die Wissenschaft bisher an Wahrheiten festgestellt hat.“

„Georg, das Essen ist fertig!“ erscholl die kräftige Stimme der Mutter Hofer von der Küche her.

Die jungen Männer erhoben sich. Ihre Hände hatten sich gefunden und sie umschlossen sich mit festem Druck.

(Fortf. folgt.)

Im nordischen Eis.

Von Wilhelm Blos.

(Siehe Illustrationen S. 32, 33, 36, 37.)

Derselbe Wissensdurst und Forschungstrieb, der kühne und unternehmende Männer nach Afrika gehen hieß, um unter großen Gefahren das Innere dieses geheimnisvollen Landes zu bereisen, hat andere veranlaßt, sich nach dem hohen Norden zu wenden und dort die Regionen des Eises zu durchwandern. Im hohen Norden kämpft man nicht gegen den bösen Willen widerstrebender Eingeborenen; aber es gibt dort einen viel schlimmeren und mächtigeren Feind, den grimmigen Frost, der allem organischen Leben eine Grenze zu ziehen bestrebt ist und dem kühnen Forscher mit dem Grauen des Todes den Eintritt in die Polargebiete wehrt. Man muß staunen, wie weit trotz alledem und trotz großer Opfer und erschütternder Unglücksfälle die Forschung dennoch vorgebracht ist. Bewunderungswürdig sind die Anstrengungen, welche gemacht wurden, um die nordwestliche Durchfahrt aufzufinden, d. h. die Verbindung des Atlantischen Ozeans mit dem Stillen Ozean im Norden Amerikas nachzuweisen. Bei diesen Forschungen ging die bekannte Franklin'sche Expedition (1845) zugrunde und es kostete große Opfer, auch nur Spuren von derselben aufzufinden. Trotz der ungeheuren Eismassen drang man immer weiter vor; 1850 fand man die nordwestliche Durchfahrt zuerst, sah sie aber durch Eismassen versperrt. Den Bemühungen, zum Nordpol selbst zu gelangen, haben sich unüberwindliche Eismassen in den Weg gestellt; doch hat man bei den Anstrengungen, sie zu durchbrechen, unschätzbare neue Entdeckungen und Erfahrungen gemacht.

Der hohe Norden Amerikas ist bekanntlich längst vor Kolumbus von Europäern besucht und besiedelt worden. Während Kolumbus erst 1492 seine epochemachende Entdeckungsreise unternahm, wagten sich kühne Nordlandsredner von Island aus schon weit nach Westen. Um 877 erblickte man zum erstenmal die grönländische Küste; aber man entschloß sich erst lange nachher, sie zu betreten. Um 983 fuhr Erich der Rote, ein isländischer Häuptling, hinüber, und es gefiel ihm so gut, daß er nach drei Jahren wiederkam und eine europäische Kolonie anlegte. Sein Sohn Leif drang weit nach Süden vor und soll bis in die Gegend des heutigen New-York gekommen sein. Von den vielen wilden Reben, die er vorfand, nannte er das Land Winland, er ließ sich in Norwegen tausend und führte in Grönland das Christentum ein; es wurden in Gardar auf Grönland ein Bischof und später ein königlicher Statthalter eingesetzt. Der Verkehr und Handel mit Europa war ein äußerst lebhafter; die grönländischen Geistlichen machten auch viele Entdeckungsreisen nach Gegenden wie der Barrowstraße und Lancasterfund, wohin man erst in neuester Zeit wieder gelangt ist.

In Europa scheint man, außer in Norwegen, von jenen Kolonien nichts gewußt zu haben, denn nur so läßt es sich erklären, daß man sie so sehr vernachlässigte, daß sie zugrunde gehen mußten. Um 1261 kamen die grönländischen Kolonien, die bis dahin ganz unabhängig gewesen waren, an Norwegen, im 14. Jahrhundert fielen sie an Dänemark. Damals war das Klima auf Grönland offenbar noch milder, die Eskimos aber scheinen damals weder so träge noch so unterwürfig wie heute gewesen zu sein. Sie griffen die Kolonien etwa um 1400 an und vernichteten sie zum größten Teil; was diesem Schicksal entging, verfiel von selbst, und die nach Süden versprengten Reste der Kolonisten erlagen den Angriffen der in Nordamerika hausenden wilden Indianerstämme. Erst im Anfang des 18. Jahrhunderts konnte man auf Grönland wieder Kolonien anlegen, die an der Westküste Grönlands liegen und zu Dänemark gehören.

An den Eingeborenen Grönlands ist jener interessante und vielversprechende Kolonisierungsversuch ziemlich spurlos vorübergegangen. Der große Stamm der Eskimos, welcher den ganzen hohen Norden Amerikas, soweit Menschen und orga-

nische Wesen dort existieren können, bedeckt, hat sich in seinen Anschauungen, Sitten und Gewohnheiten nicht verändert, soweit er nicht unter dem direkten Einfluß der Kolonie steht. Dieser Einfluß kann nicht groß sein, denn die Zahl der Einwohner der dänischen Kolonien in Grönland betrug 1875 ungefähr 9800 Seelen, unter denen sich etwa 250 Dänen befanden; die anderen waren Eskimos und Mischlinge. Die Eskimos, die man in östliche und westliche einteilt, finden sich auf Grönland auf den Vassins- und Barry-Inseln, an den Küsten von Labrador, an der Hudsonsbai, auf der Insel Melville und an der ganzen Nordküste des amerikanischen Kontinents bis zum Eskap und der Halbinsel Alaska. Die Gesamtzahl der Eskimos ist nicht wohl festzustellen, da ja viele der von Eskimos bewohnten Landstriche und Inseln noch wenig von Europäern betreten worden sind.

Während die Eskimos den Europäern gegenüber harmlos und sanft auftreten, liegen sie in fortwährendem Steit mit den Indianerstämmen, deren Gebiet an das ihrige grenzt. Diese Feindseligkeiten haben eine sehr natürliche Ursache; man streitet sich um die dürftigen Gaben der nordischen Natur, denn wenn gleich die Ansprüche des Eskimo äußerst gering, seine Einrichtungen äußerst primitiv sind, so bildet doch sein Leben einen harten Kampf mit den Naturgewalten, denen er die Mittel zu seinem einförmigen und armseligen Dasein abtrotzen muß. Dem Eskimo bleibt wenig Zeit zum Vergnügen; die Beschaffung seines Unterhaltes nimmt ihn so sehr in Anspruch, daß fast seine ganze Tätigkeit darin aufgeht. Und da er von Natur träge ist, so ist sein Lebensziel mit der Beschaffung von Wohnung, Nahrung und Kleidung so ziemlich erreicht.

In dieser rauhen Natur, wo es nur einen ganz kurzen Sommer gibt, die Vegetation eine spärliche ist, und die Dauer der Nacht weitaus die des Tages übersteigt, ist der Mensch genötigt, seine Bedürfnisse auf das Necessarste einzuschränken. Wir in unserem milderen Klima sitzen in festgefühten Gebäuden, in denen wir der Kälte, dem Eis und dem Schnee trotzen können. Für den Eskimo ist das Beschaffen der Wohnung eine ganz andere Sache. Er kann sich keinen festen Wohnsitz bauen, da ihn die Härte des Winters jeden Augenblick zwingen kann sie zu verlassen. Er muß sich nach den Gegenden wenden, die es ihm ermöglichen, für sich und seine Familie die notwendigen Nahrungsmittel aufzutreiben. Da er nur von den Erträgen seiner Jagd und Fischerei leben kann, so muß er sich immer dahin wenden, wo Jagd und Fischerei ergiebig zu sein versprechen. Und diese Plätze wechseln sehr oft.

Steinerne Wohnungen kann sich der Eskimo nicht errichten. Wenn er auch Steine genug hat, so hat er weder das Geschick noch die Zeit, die Steine zu behauen. Holz hat er keins, denn die Grenze des nördlichen Baumwuchses geht noch über den amerikanischen Kontinent und die letzten Indianerstämme wohnen noch außerhalb der nördlichen Baumgrenze. Was der Eskimo an Holz hat, rührt von den Wracks der im Eise stecken gebliebenen Schiffe her. Im Sommer wohnt der Eskimo, so lange das Klima es zuläßt, in Zelten von Rennthierfellen. Sobald der kurze Sommer vorüber, kann diese Art von Behausung nirgends mehr genügen. Nun baut er sich seine Wohnungen aus dem Stoffe, der ihm am nächsten liegt — aus Schnee und Eis.

Um sich häuslich niederzulassen, sucht der Eskimo eine Stelle an einem Teich oder Fluß auf, wo der gefrorene Schnee dicht beisammen liegt. Aus dem Schnee werden mit großer Geschicklichkeit viereckige Tafeln geschnitten (siehe Illustration S. 32), aus denen man rasch die Hüttenwände herstellt, da die Tafeln sofort aneinander festgefrieren. Diese Tafeln sind gewöhnlich drei Fuß lang und sechs Zoll dick. Die Wände verengen sich

im Aufsteigen und oben wird dann mit vieler Kunst die horizontale Schlußtafel aufgesetzt. Die Frauen bewerkeln die Hütten von außen mit Schnee, um sie noch dichter und fester zu machen. Eine Oeffnung, zwei Fuß breit und eben so hoch in die Wand geschnitten, dient als Eingang, der zuweilen noch mit einer Vorhalle versehen wird, wo sich die Hunde aufhalten.

Ein solcher Bau hält den Frost leidlich ab. Ist er vollendet und alles festgefroren — zu letzterem Prozesse ist nur eine ganz kurze Zeit erforderlich — dann kriecht eins nach dem andern durch die Eingangsöffnung hinein. Das Innere wird von Eskimowebem nach bestem Wissen und Können eingerichtet. Das Hauptbestimmte einer jeden verheirateten Frau und ihr Stolz sind ein Kochkessel und eine Tranlampe. Die letztere dürfen nur verheiratete Frauen brennen. Die Frauen wissen mit großer Geschicklichkeit mit diesen Lampen umzugehen, so daß sie wärmen und nicht rauchen. Auch wird auf diesen Lampen, die von primitivster Einrichtung sind, alles gekocht.

Die Schlafstätten sind mit Renntierfellen belegt, auf denen die Schlafsäcke liegen. Man kann nämlich in jenem Klima nicht in den Kleidern schlafen, weil sie sonst steif gefrieren würden. Man schläft ganz nackt in einem aus Fellen bestehenden Sack, Schlafjack genannt, und deckt sich dann mit den Kleidern zu. Nur so kann man mit Behaglichkeit schlafen.

Eine solche Hütte ist fast immer von zwei oder drei Familien bewohnt. Die Zahl der in den Ecken stehenden Kessel und Lampen deutet die Zahl der Familien an.

Zuweilen wird auch auf dem Platze vor der Hütte gekocht. Dort geht auch die Hundefütterung vor sich. Diese Hunde bekommen die Abfälle vom Renntier, vom Seehund und von den Fischen. Sie sind unglaublich gefräßig, werden aber nur alle zwei Tage gefüttert und stürzen sich darum mit toller Eier auf das vorgeworfene Futter. Sie balgen sich darum und brüllen, heulen und bellen nach Noten dabei. Auf längeren Reisen, wenn das Futter kärglich wird, müssen die Proviantvorräte gegen sie wie gegen Raubtiere geschützt werden. Dieser Hund ist das einzige Haustier des Eskimo, der das Renntier nicht, wie der Lappländer, zähmen kann, da er nicht die nötigen Weidplätze hat und nicht imstande ist, die spärlichen Kräuter und Flechten, von denen das Renntier lebt, unter der Schneedecke aufzusuchen. Die Hunde der Eskimo sind ausdauernd und ziehen auf den Schlitten große Lasten große Strecken weit. Der Eskimo hält sie in großer Zahl.

In den oben beschriebenen Hütten gehen sie nun aus und ein, die Eskimos, diese seltsame, trandustende, in Felle und Pelze eingewickelte Menschenblüte. Sie sind von kleiner Figur und werden wenig über fünfzig Jahre alt; nur die Weiber werden gewöhnlich etwas älter. Obwohl die Geschlechtsreife bei ihnen sehr früh eintritt und sie sich infolge dessen auch sehr früh verheiraten, sind ihre Ehen durchgängig nicht reich an Kindern. Das Aeußere des Eskimos ist meist häßlich; die tätowirten Gesichter, die tiefliegenden Augen, die von Tran triefenden Haare und die ganze Atmosphäre von Traneruch, in der sich ein Eskimo umherwandelt, machen alles in allem einen abstoßenden Eindruck. Das Betragen des Eskimo söhnt mit diesem Aeußeren in etwas wieder aus; sie sind freundlich, ehrlich und gastfrei, auch heiter, aber sehr träge und — eitel.

Die Tätowirung erstreckt sich über den ganzen Körper, namentlich Arme und Schenkel werden tätowirt. Die Kleidung besteht aus Renntierfellen und ist so eingerichtet, daß die Haare auf dem bloßen Leib getragen werden. Das Hauptkleidungsstück ist die Attiga, ein hemdartiges, mit einer Kapuze versehenes Kleidungsstück, das bis zu den Knien reicht. Dazu kommt eine Pelzhohe und zwei paar Strümpfe, von denen das eine die Haare nach innen, das andere nach außen hat. Die Schuhe sind entweder aus Renntier- oder Seehundsfellen gemacht. Die Kleidungsstücke sind mit Renntiersehnen besetzt und haben Franzen, die aus Renntierfell geschnitten sind. Wenn man ins Freie geht, werden noch mehrere Felle über diese Kleidung geworfen. Die Kleidung der Frauen und Männer ist so ziemlich die gleiche, nur daß die Frauen noch einen Pelzsack auf dem

Rücken haben, in welchem sie ihre kleinen Kinder mit sich tragen. In diesem Behälter machen die kleinen Kinder oft die beschwerlichsten Reisen mit.

Die Kleidung ist geeignet, gegen die Rauheit des Klimas Schutz zu verleihen; wer bei den Eskimos überwintern will, muß daher wohl oder übel auch die Eskimotoilette tragen.

Die Eskimos sind beinahe so gefräßig wie ihre Hunde, allein ihr Leben ist und bleibt kärglich, weil die Natur ihnen wenig gibt. Sie leben hauptsächlich von Renntierfleisch, das sie getrocknet essen; von Seehundsfleisch, dann auch von Eiern der Seevögel. Beeren und Wurzeln, die sie auch genießen, sind ziemlich selten. Sie jagen mit Bogen und Pfeilen den Moschusochsen und das Renntier, mit der Harpune das Walroß. Ihre Kähne sind aus Holz und Fischbein, die sie mit Seehundsfellen überspannen; die Kähne der Männer haben nur einen Sitz, die der Frauen zehn bis zwölf. Die Fischerei betreiben sie, soweit es das Eis erlaubt. Das Renntier ist für sie das wichtigste Tier und liefert ihnen Nahrung und Kleidung; auch die Knochen und Sehnen werden verarbeitet. Man beschleicht die Renntiere, wenn sie in Heerden weiden und überfällt sie von allen Seiten; die getöteten Tiere werden von den Hunden nach den Lagerplätzen geschleift. Der Moschusochse wird von den Eskimos viel gejagt, doch ist man sein Fleisch wegen des starken Moschusgeruches nur im Notfall; dagegen liebt der Eskimo sehr den Talg des Moschusochsen. In der Ebene bilden die Moschusochsen, wenn sie sich verfolgt sehen, ein Karré gegen ihre Verfolger mit den Köpfen nach außen; sie sind daher leicht zu erlegen. Die räuberischen Wölfe tötet der Eskimo durch allerlei sinnreiche Fallen. Fische werden in Flüssen und Bächen häufig geschickt mit langen Spießern herausgestochen.

Gefährlich ist die Jagd auf die großen Eis- und Polarbären, die, wenn sie hungrig sind, bis an die Eskimowohnungen vordringen; sie werden mit Hilfe der Hunde erlegt und manchmal haben die Eskimos sehr gefährliche Kämpfe mit diesen weißen Ungetümen zu bestehen. Zuweilen ist auch die Jagd auf das Walroß mit großen Gefahren verbunden. Man überfällt diese Tiere, wenn sie sich auf den Eisschollen schlafend sonnen. Wird eines von ihnen verwundet, so lassen es die andern nicht im Stich und fallen den Angreifer wütend an, indem sie mit ihren großen und scharfen Zähnen um sich hauen. Das Walroß gibt Fleisch und Tran; das erstere ist von den Eskimos sehr geschätzt; nur die Leber wird häufig nicht genossen.

Der Eskimo kennt kein größeres Vergnügen, als beliebig große Quantitäten Fleisch zu verschlingen. In günstigen Zeiten, wenn genug Fleisch vorhanden, werden aus dem des Wallrosses lange dicke Streifen geschnitten. Der Eskimo legt sich dann auf den Rücken und würgt unglaubliche Massen davon hinab.

Die Frauen sind bei den Eskimos sehr geachtet und werden nicht unterdrückt. Die Polygamie ist gestattet, doch kommt sie selten vor, weil es einem Eskimo sehr schwer fällt, eine große Familie zu unterhalten. Die beiden Geschlechter essen immer getrennt. Bei Verhandlungen mit unbekannt Fremdlingen pflegen die Herren Eskimos ihre Damen als Parlamentäre zu schicken. Unsere Illustration S. 36 zeigt eine Eskimofrau, die mit einem Messer bewaffnet ist, in einem solchen Amt. Ob sie nun glauben, durch die Schönheit ihrer von Fett und Tran triefenden tätowirten Damen Eindruck auf die Fremden zu machen oder ob sie es ihren Frauen überlassen, sich allenfallsigen Gefahren auszusetzen, ist uns nicht bekannt.

Wenn eine Frau annehmen kann, daß bis zu ihrer Niederkunft noch etwa vier Wochen sind, dann begibt sie sich in eine streng abgesonderte Hütte, zu der außer den Frauen niemand Zutritt hat. Ist das Kind geboren, so bleibt die Mutter noch einen Monat mit ihm allein; erst dann bekommt es der Vater zu sehen. Schon im zartesten Alter werden die Kinder miteinander verlobt. Die Mädchen heiraten gewöhnlich mit dreizehn oder fünfzehn Jahren. Wenn ein Mann stirbt und ein Bruder von ihm am Leben ist, so ist der letztere verpflichtet, die Wittve des Verstorbenen zu heiraten, auch wenn er schon eine

Frau hat. Die Heirat erfordert bei den Eskimos keine besonderen Zeremonien oder Vorbedingungen; nur bei einem Stamme, den Kinipetus, ist eine seltsame Einrichtung vorhanden, von der unsere feudalen Junker sagen können:

„Das mahnt an das Mittelalter so schön,
An Edelknechte und Knappen“ z.

nämlich der Ankus oder Hohepriester des Stammes hat dort bei jeder Hochzeit das jus primae noctis*) und die Verehrer unseres mittelalterlichen, heute teilweise noch fortlebenden „Nittertums“ mögen sich freuen, daß die Eskimos in jenem Punkte noch auf derselben Kulturstufe stehen, wie einstens hochadelige Schloß- und Grundherren.

Die Kinder der Eskimos bleiben, auch wenn sie verheiratet sind, der Aufsicht ihrer Eltern unterstellt und müssen diesen einen Teil ihrer Jagdbeute abgeben. Im Uebrigen ist bei den Eskimos alles gemeinschaftliches Eigentum was immer in einer Ansiedlung vorhanden, sowohl an Proviant als an Gerätschaften.

Das gemeinsame Leben der Eskimos beruht auf gewissen patriarchalischen Gebräuchen. Die ältesten Männer entscheiden, ohne irgend ein Amt zu bekleiden, bei den öffentlichen Angelegenheiten. Die einzige mit einem Amt versehene Persönlichkeit ist der schon genannte Ankus oder Hohepriester, der die Feste anordnet, die Trauerzeit überwacht, als Wahrsager fungiert und den Arzt macht. Die Kuren dieses sonderbaren Heiligen bestehen in allerlei geheimnisvollen Gebräuchen, welche die Eskimos sehr geheim halten. Gewöhnlich singen am Krankenbett die Frauen ihr eintöniges aja aja, das eine Art Nationalhymne der Eskimos ist; wird die Krankheit bedenklich, so überläßt man den Kranken seinem Schicksal.

Bei Streitigkeiten vertragen sich die Eskimos leicht; man läßt die streitenden Teile Spottlieder gegeneinander singen. Doch besteht auch noch die Blutrache, und dem Anschein nach haben die einzelnen Stämme früher in häufigen und heftigen Fehden gelegen.

Was die Religion der Eskimos anbelangt, so ist die grönländische Mythologie am deutlichsten ausgebildet; darnach ver-

ehren die Eskimos ein einziges allmächtiges Wesen, dem alle Geister und Menschen untertan sind. Ihre religiösen Begriffe sind sehr kindlich. Sie haben indessen nur ein religiöses Fest, mit dem sie die Wiederkehr der Sonne am 22. Dezember feiern; doch haben sie auch dabei keine religiösen Zeremonien, sondern nur Vergnügungen. Dagegen besteht kein Zweifel, daß ihre Priester den tollsten Aberglauben kultivieren.

Die Eskimos haben nur ein Musikinstrument, welches man



Im nordischen Eis: Eskimofrau als Parlamentär.

das Kalaudi nennt und nach welchem auch die Vergnügungsabende benannt werden. Zu einem solchen kommen sie geschmückt und tragen Franzen aus Bären- oder Seehundsfell um den Hals. — Zunächst kommt das Festmahl aus Rentierfleisch und Seehundstran; dann wird das Kalaudi angestimmt. Dasselbe ist ein gegerbtes Rentierfell, das getrocknet und auf einem Reifen gespannt ist. Die Frauen schlagen abwechselnd mit einem Schlägel auf diese Art Trommelfell und zu dieser herrlichen Musik wird irgend eine eiförmige Melodie, etwa das beliebte aja aja stundenlang gesungen, ein Konzert, das einen zivilisierten Europäer, wenn er einen ganzen Abend zuhören soll, nahezu wahnsinnig machen kann. Die Eskimos aber schwelgen, wie man ihren fettglänzenden Gesichtern ansieht, bei diesem Ohrenschmaus.

Auch gymnastische Übungen werden ausgeführt; die jungen Eskimos bringen es darin zu einer bedeutenden Gewandtheit.

Die Sprache ist fast ganz gleich unter den einzelnen Stämmen; sie ist nicht wortreich, hat aber viele Selbstlaute. Für alle Farben haben sie nur eine Bezeichnung und eine Zeitrechnung kennen sie auch nicht.

Sie leben ganz unbekümmert um die Zeit von Tag zu Tag weiter und nur der Wechsel der Jahreszeiten wird von ihnen als Zeitpunkt festgehalten.

Solchergestalt sind die Einrichtungen und die Lebensweise dieser nicht gerade beneidenswerten Menschen. Selbstverständlich sind die Eskimos in den dänischen Kolonien und deren Umgebung etwas vorgeschritten, aber sie sträuben sich auch noch dort dagegen, von der Kultur belect zu werden.

Der Verkehr mit ihnen ist so schwierig, weil man, um dem Klima zu widerstehen, sich vollständig den Eskimogewohnheiten anbequemen, ja gewissermaßen selbst zum Eskimo werden muß.

*) Das Recht der ersten Nacht.

um dort leben zu können. Unsere Illustration (s. u.) zeigt, wie die Kälte der arktischen Gegenden einen förmlichen Eisstragen um den Hals des Wanderers bildet durch den Niederschlag des warmen Atems. Es ist bekannt, mit welchen Schwierigkeiten die Nordpolexpeditionen zu kämpfen haben und das Vordringen in den Eisgegenden wäre manchmal unmöglich ohne die Unterstützung der Eskimos. Daß Franklin und Genossen umkamen, lag nicht etwa an einem Mangel an Hilfsbereitschaft seitens der Eskimos, sondern daran, daß die ermatteten Nordpolfahrer keine Eskimoansiedlung mehr erreichen konnten.

Eine Geschichte haben die Eskimos begreiflicherweise nicht feststellen können; auch mündliche Traditionen sind bisher nicht aus ihnen herauszubringen gewesen. Man weiß nicht, ob sie solche besitzen, denn sie pflegen manche ihrer Eigentümlichkeiten vor den Europäern sehr geheim zu halten. Man sieht in Grabhügeln und künstlich geschichteten Steinhäusern die Beweise für eine lange Vergangenheit dieses Volkes. — Könnte man seine Traditionen, falls solche vorhanden, flüssig machen, so würden vielleicht manch neue Gesichtspunkte für die Durchforschung der arktischen Gebiete gewonnen. Aber wie soll aus diesen beschränkten, aller Bildung entbehrenden, abergläubischen Menschen derartige herausgelockt werden?

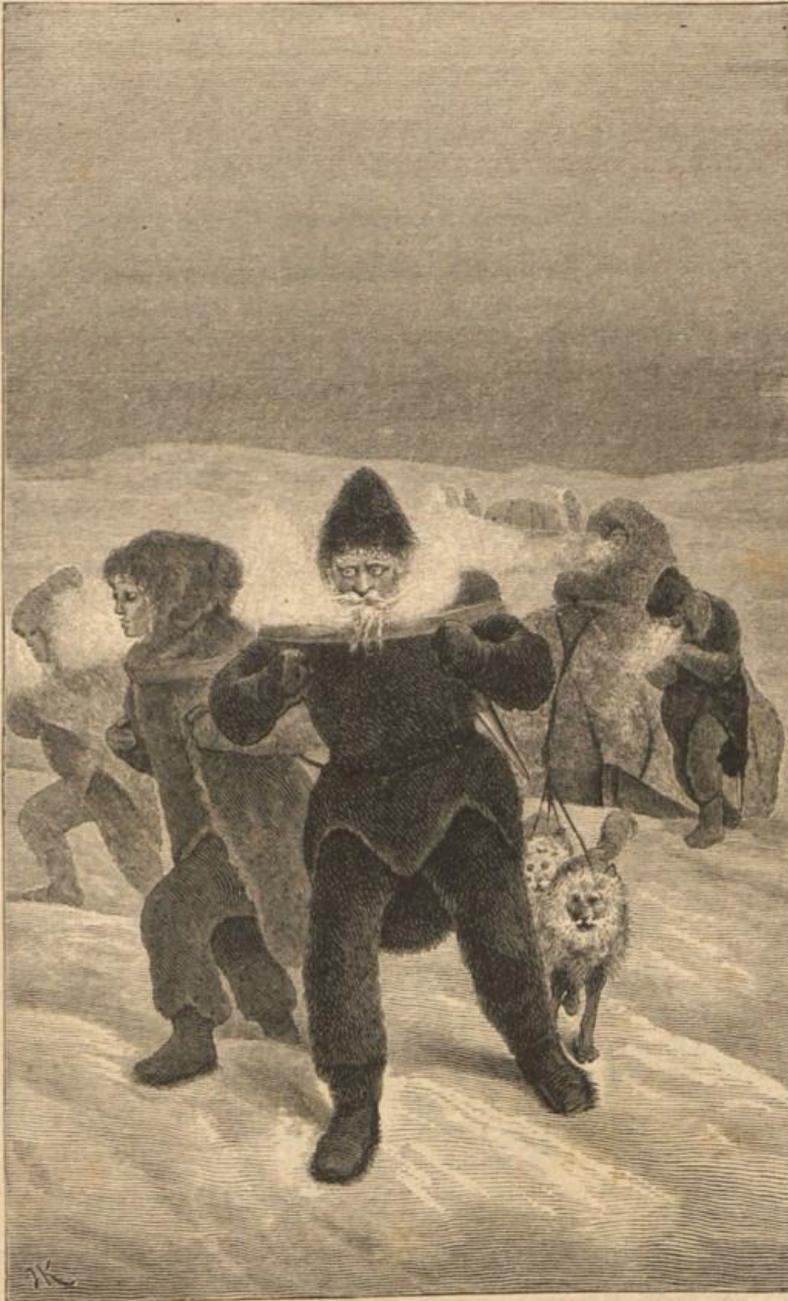
Ob es gelingen wird, diese ganzen Stämme völlig zu kultivieren? Wir möchten das für absehbare Zeiten bezweifeln. Denn wie sollte das geschehen? Doch nur dadurch, daß sich zivilisierte Menschen unter den Eskimos ansiedelten, oder die Eskimos ihre Heimat verlassen und weiter südlich sich niederließen. Das Eine ist so unwahrscheinlich wie das Andere. Die Handelsbeziehungen sind gering, sonst würde zwischen den Schiffsmannschaften der Wallfahrfahrer und den Eskimos längst ein lebhafter Verkehr entstanden sein. Und begreiflicher Weise haben die Europäer

und Amerikaner, wenn nicht ganz besondere Gründe vorliegen, wenig oder gar keine Lust, sich in den Eskimoregionen niederzulassen oder auch nur längere Zeit sich dort aufzuhalten. Denn auch das armseligste, aber nach modernem Ausdruck „zivilisiertes“ Leben in irgend einem geordneten Staate mit milderem Klima ist doch immer noch dem trübseligen Dasein der Eskimos bei weitem vorzuziehen. Wer möchte sein Leben in einer Schneehütte bei einer Tranlampe verbringen, Seehundfleisch essen

und Tran dazu trinken! Auch ist nicht anzunehmen, daß diese Eskimos geneigt sind, sich mit den Amerikanern und Europäern zu verschmelzen, eine Aussicht, die für einen zivilisierten Menschen auch nicht sehr verlockend ist. Welche zivilisierte Frau möchte einen Eskimo heiraten, um für ihn am Tranherd zu kochen! Welcher zivilisierte Mann möchte sein Leben mit einem Eskimoweib verbringen! Die Eskimos denken darüber freilich anders. Sie sind sehr eitel und würden glauben, sich durch eine Verbindung mit zivilisierten Leuten sehr herabgelassen zu haben.

Wenn es wahr ist, daß die Kälte und mit ihr das ewige Eis infolge einer langsamen Abkühlung des Sonnenballs vom Nordpol gegen Süden vorrückt, dann wird in einer jetzt noch nicht abzusehenden Zeitperiode für die Eskimos die Notwendigkeit eintreten, ihre Heimat zu verlassen oder unterzugehen. Denn mit dem Vorrücken der Kälte hört das organische Leben da auf, wo jetzt die Eskimos hausen; es wird kein Moos mehr geben und keine Flechten, und wo das nicht ist, können keine Rentiere mehr existieren. Ohne Rentiere aber keine Eskimos.

In eine Betrachtung dieser Eventualität sich zu vertiefen wäre müßig; indessen ist nicht anzunehmen, daß das Volk der Eskimos berufen sei, irgend eine bemerkenswerte Kulturstufe zu erklimmen. Der Eskimo liebt eben seine Heimat und deshalb muß er bleiben wie alle Organismen derselben: rauh, arm und verkümmert.



Im nordischen Eis: Marsch bei strenger Kälte.

Sprachbewußtsein und Lautminderung.

Von August Mühlhausen.

Der tiefdenkende Geschichtsforscher Niebuhr hat den Ausspruch getan, man müsse die römische Geschichte näher ans Leben rücken, um sie recht zu verstehen. So könnte man wünschen, die Unterweisung in der Grammatik möchte sich auch näher ans Leben halten, d. h. die lebendige Sprache, von der allein wir recht Bescheid wissen können, möchte in ihren Gesetzen erkannt, der heutige, lebendige Sprachsinne in seinem Verfahren beobachtet werden, in seinen Wirkungen und seinem Wirken, in seinen Schöpfungen und seinem Schaffen; denn von der alten Sprache sind uns doch zunächst nur die Schöpfungen bekannt, nicht aber ihr Schaffen; dies werden wir erst recht erkennen können, wenn unsere Aufmerksamkeit geübt ist an dem Erforschen oder Erkennen der heutigen Sprache und ihres Lebens. Und wo lebt denn die Sprache, das Wort? Und was ist denn das Leben eines Wortes? Nun, doch, daß es Vorstellungen erweckt in der Seele des Hörers. Und welche Vorstellungen ein Wort erweckt, bis ins Feinste hinein, und vor allem, wie dabei der Vorgang ist, das wissen wir doch einzig zunächst von uns selbst, ja eigentlich doch anfangs auch nur an uns selbst. Dieses Leben des Wortes, wie es eben als Wort zu der Seele spricht, wie der Sprachsinne in ihm lebt, wird noch oft zu wenig berücksichtigt, wird dem Lernenden nicht deutlich gemacht, zumal bei der Unterweisung in den historischen Formen eines Wortes. Es wird eben als bekannt vorausgesetzt, daß die älteren Wortformen vollständiger, länger sind als die neueren, die eben an Lauten oder Buchstaben verloren haben. Man spricht auch im Bilde, gleichsam aber auch wie zur Erklärung des Vorgangs, von einem Verwittern. Oder man sagt auch wohl, wie Münzen im Verkehr verlieren, so auch die Wörter; und zieht auch schnelles Sprechen oder Bequemlichkeit, je nachdem, zur Verdeutlichung heran. Zum Erweise, daß der Vorgang wirklich so gewesen, spricht der Lehrende das Wort so hastig oder so „bequem“ wie möglich vor, und da er das Ziel ja schon kennt, die geminderte Wortform, so ist es ja wohl nicht sehr überraschend, daß er's erreicht. Will's aber nicht so recht gelingen mit dem Sprechen der Mittelformen, da die Sprachorgane zu eigenwillig, so nimmt man die schwarze Tafel zu Hilfe, streicht vor den Augen des Lehrlings in der historisch gegebenen Folge soviel Buchstaben aus als eben nötig, und der Beweis ist damit erbracht. Da fällt dann wohl einem noch Uneingeweihten die Frage auf: Ja, spricht man, d. i. der wirkliche Mensch, im wirklichen Verkehr, denn wirklich so rasch oder so bequem? Und fragt man denn gar nicht nach, wenn einer so schnell oder so bequem spricht, daß man ihn nicht versteht? Und versteht man ihn denn, wenn man das Wort in anderer als der gewohnten Form vernimmt? Und wer weiß nicht, wie scharf die Mutter darauf hält, daß das Kind genau so spricht, wie man es in der Gegend hört? Wie wird nicht ein Knabe von Mitschülern und Spielgenossen gemockt, der z. B., weils ihm wirklich schwer fällt sie herauszubringen, statt der *K*, *T* lauter spricht; er wird, sobald sie zu ihm oder in seiner Hörweite von ihm reden, solange Knabe geheißt und wie ein „Gör“ oder „Baby“ behandelt, bis er den Fehler verbessert. Einfluß auf der andern Aussprache gewinnt er nicht. Gibt es aber gar keine Wörter heutzutage, die man wenigstens in der Volkssprache bald so, bald anders sprechen darf, ungestraft, d. h. ohne daß man sich einer Rüge aussetzt, bei Leuten des Volkes natürlich nur; wo man also zufrieden ist, daß man das Wort nur so ungefähr erkenne? Ja, gewiß; solche Wörter gibt es. So ist es gegenwärtig dem Manne aus und im Volke in Niederdeutschland ganz einerlei, ob er *Omnibus*, oder *Onnibus*, oder *Ohnibus* hört, ob diese oder jene Einrichtung assistirt oder existirt; ob einer perplex oder verplex ist; ob man sich ein Dementi oder Depenti gibt, und ob man segelt pour passer le temps oder für (für) Pasterletand. Das ist so; das

hören wir täglich. Fragen wir nun aber, wie kommt das? Ueberlegen wir uns, was sind dem deutschen Sprachsinne diese fremden Wörter? Doch nicht mehr als dem Leihbibliothekar *Kin-ku-ki-kuan*, das er, da er die einzelnen Silben nicht versteht, so ungefähr herausbringt, ohne sich zu schämen, da ja chinesisch heute noch nicht von ihm verlangt wird, so wenig wie japanesisch, so daß er die sonderbarsten Worte herausbringt für *Midzohu-Gusa*.

Die fremde Lautverbindung ist dem deutschen Sprachsinne nur eine Gehörmarte für ein Ding, die eben weiter nichts Bezeichnendes für ihn hat. Aus dem fremden Wort, wenn es mehrsilbig ist, tritt nun eine Silbe für das deutsche Ohr mit besonderer Deutlichkeit hervor: die meist betonte; das ist ja aber in fremden Wörtern, nicht wie in deutschen, die etymologisch wichtigste, die bezeichnendste, sondern oft geradezu die unbedeutendste. Diese deutlichst verstandene Silbe nun ist die bleibende, die auch der Deutsche stets wiederholt, die anderen gibt er der Willkür preis, wie in *exi-*, *assi-*stirt, *per-*, *verplex*. Daß er die unbetonten auch wohl gar nicht mehr auferstehen läßt, zeigen uns niederdeutsche Bauern, die von Tüffeln sprechen, wo sie *Kantüffeln* (*Kartoffeln*) meinen, so gut wie *Pantüffeln* (*Pantoffeln*). Halten wir dies fest, so können wir wohl schon im voraus angeben, welche Gestalt ein griechisch-römisches episkopus annehmen muß, wenn es im Volke gesprochen wird. Selbstverständlich unbekannt mit der Etymologie des Wortes, wirkt es bei ihm nicht durch seine Silben bezeichnend und begriffsbildend, sondern das ganze Wort ist ihm die fremde Bezeichnung einer fremden Sache. Ja, nur Eine Silbe hört er ganz deutlich heraus, die betonte *pis* und die ist ihm daher die wichtigste; sie gibt er deutlich wieder, die anderen so ungefähr. Während der gelehrte *Alphilas* seinen *Gothen* das Wort getreulich als *aipiskaupus* nachbildete, mußte es sich bei *Angelsachsen*, *Nordmännern* und *Schweden* mit den zwei Silben *biskop* begnügen, ja die *Dänen* sagen kurzweg *bisp*, und wir nur bis in *Bistum* und *Bismark*. So wohl ist es dem römischen *cérasa* ergangen, das zu *chérse*, *kerse*, *kirse*, *kirs* und *Kirsch* geworden. Erinnern wir uns des „Tüffels“ und hören wir deutlich das lateinische *cucúrbita*, so wundern wir uns nicht, daß es, durch Mittelformen hindurch, zu unserem *Kürbis* (*Kürbs*) geworden, wie (*Pfirich*) *Pfirich*, aus *pérsica*. Daß das kirchlich-griechische *pentekoste* im Munde eines Deutschen, selbst eines Griechisch-Lehrers, nicht bloß einen Ton hat, auf *e*, sondern auch auf der ersten Silbe, kann man ja leicht hören; so ist es begreiflich, daß allmählich es niederdeutsch zu *pingst*, hochdeutsch *Pfingst* wurde. Auch *kyriake* hat so, bei uns, auch auf der ersten Silbe Ton und ist so in jedem Dialekt durch eigene Mittelformen hindurch zu *kirch*, *kirk*, *kerk*, *Kirch*, engl. *church* gemindert. Da hier natürlich kein Verzeichnis beabsichtigt wird, sondern nur die Erklärung der Art des Vorganges in bezug auf den Sprachsinne, so sind nur einige recht bemerkenswerte Wörter gegeben, die von ihrer Mehrsilbigkeit bis zur Einsilbigkeit gemindert sind; die, obwohl gemindert, doch noch vorläufig mehrsilbig geblieben, kann man vielleicht wie die Mittelformen des *episkopus* ansehen.

Nun gibt es aber, wie bekannt, auch deutsche Wörter, die heute einsilbig, ehemals mehrsilbig, ja die zusammengesetzt, sogenannte *composita* waren. Nach Analogie der eben erwähnten Fremdwörter möchte man nun schließen, daß dann vielleicht in diesen deutschen Wörtern auch ein Teil sollte unverständlich geworden sein. Wenn nun die Sache nicht mehr lebt, die das Wort bezeichnete, so findet man es natürlich, daß auch der Name unterging; wie dies bei Ausdrücken für verschiedene Beziehungen des Ritter- und Lebenswesens stattgehabt. Was aber soll man sagen, wenn man erfährt, daß das einsilbige *Kirms* aus *Kirchmesse* entstanden? Wo doch beide Wörter

Kirche und Messe noch volles Leben haben und also voll verstanden werden. Sollte man da nicht doch am Ende an die Wirksamkeit des schnellen oder bequemen Sprechens glauben? Ja, ja; es bleibt nichts anderes übrig, wenn man bei den Buchstaben auf dem Papier bleibt; ja auch wohl nichts anderes, wenn man, wenigstens etwas näher ans Leben, bis zu den gesprochenen Lauten vorgeht. Wie aber, wenn man das Leben ganz nachahmte und sich beim Wort zugleich möglichst rund und voll die ganze Sache vorstellte? Was ist Kirms, was Kirchmeß? Kirchmeß sagen dieselben Leute, die das Wort Kirms brauchen, noch heute zu der gottesdienstlichen Handlung der Messe in der Kirche. Wo die Sache ganz die geblieben, die sie war, für die das Wort Kirchmeß bezeichnend ist, hat sich das Wort gehalten. Kirms ist aber doch der Markt mit seinem Kauf und Trödel, und Trinken, Tanz und Spiel, zu dem ursprünglich die Kirchmeß den Anlaß gab durch das Zusammenströmen so vieler Menschen. Als so eine Sache und ein Begriff sich neu gebildet, auf die das Merkmal Kirch und Meß nicht mehr beziehend anzuwenden war, konnte man das ganze Wort doch nicht mehr erhalten, ja ganz gab es eben keinen Sinn. Daß das neue Wort, das man eigentlich nötig hatte, so allmählich mit dem Wandel der Sache aus dem ursprünglichen hervorging, liegt ja wohl nahe. Daß es nun wirklich die lebendige Seele ist, und nicht das äußerliche Moment des schnellen Sprechens, das die Wortform modelt, kann man sich recht klar machen an einem täglichen Erlebnis. Gesegnete und Mahlzeit, werden zu gesegnen Mahlzeit, g'ing' Mahlzeit, und 'Mahlzeit, 'Mahlzeit. Wann, wie? Man trete z. B. 'ing' Restauration ein; statt der schon gewohnten Gesichter sehe man neue und wenig sympatische; was wird man sagen? Sich ganz ohne Gruß an den Tisch setzen geht nicht wohl an. Und gesegnet ganz voll und deutlich aussprechen geht gar zu sehr gegen die Stimmung, erschiene wohl als Lüge. So kommt heraus? 'Mahlzeit.' Ein lieber Verwandter war lange krank. Mit dem so zarten Rot der Genesenen sitzt er wieder hellen Blickes vor dem Teller. Voll freudigen Vertrauens auf die wiederkehrende Gesundheit hat er die Schüssel ziemlich voll genommen; mit innigem Anteil, herzlichem Wunsch und etwas Erstaunen sagen wir: Na, gesegnete Mahlzeit! Ebenso: Guten Abend, gu'n Abend, ge'n Abend, n'Abend. Wie aber das Sprachbewußtsein sich geradezu sträubt, eine alte, aber als Wort voll verständliche Form zu behalten, wenn man sie ehrlicher Weise nicht länger für die Sache bezeichnend anwenden kann, läßt uns folgendes Beispiel erkennen. In Hamburg gibt es einen Marktplatz, der auf behördliche Anordnung ein Neumarktschild trägt mit der deutlichen Aufschrift: Großer Neumarkt, wie er von altersher im Stadterbekuch genannt wird. Trotzdem sagt selbst die „Bildungs-Hochdeutsch“ redende gute Gesellschaft „auf dem Groß-Neumarkt,“ wo sie sonst doch „neu“ sagt. Warum? Erstens ist dieser Marktplatz jetzt schon recht alt; das allein würde nicht genügen, das „neu“ zu verstümmeln, gäbe es im Gegensatz noch einen Altmarkt; der heißt aber seit langer, langer Zeit Fischmarkt; und selbst das „groß“ ist soweit unlebendig, daß es nicht mehr mit sektirt wird, weil der Widerspruch „kleiner Neumarkt“ auch nicht mehr existirt, sondern, auch seit längerer Zeit, Rödtingsmarkt heißt. Wem dies Beispiel lebendig genug, oder wer, noch besser, von seinem Heimatsort ähnliche, ich möchte sagen Erlebnisse, hat, wird den Namen De-streich, und auch gewiß Dester-reich, wohl ebenso ansehen. Dem heutigen Schulmenschen, der in der Geschichtsstunde aufmerksam war, ist, wenn er eigens darüber befragt wird, dies Wort wieder deutlich, nicht aber dem Volk. Als man mit dem Namen meinte östliches (Franken-) Reich, sagte man Ost-riehi, und hätte man es noch heute voll so im Sinn, man würde vom Ost-reich sprechen; zwar sprechen auch wir heute noch vom Ost-reich, wo wir es auch so meinen, nur daß das heute — Rußland ist. Sagte man nun heute verständlicher Weise Ost-reich, so könnte man das verständiger Weise doch nur von einem gewissen Standpunkte aus, der aber doch nie Wien sein könnte. Da nun die österreichisch-ungarische

Regierung ein Interesse daran hat, daß ihre Untertanen den richtigen Standpunkt auch in Gedanken nicht einnehmen, so wird sie gewiß nicht, obwohl sie mindestens einen Buchstaben sparte, für Verdeutschung sein, die hier wahrlich Verdeutschung wäre. Die gegenwärtigen Einwohner der Provinz Holstein werden sich nicht mehr holt-seten (Holzassen) nennen dürfen; sie sitzen eben nicht mehr, wie einst die Väter, im Holz; wohin man sieht: Felder und Tristen, und nur an besonders begnadeten Orten zum Schmuck, oder jagenden „Herren“ zum Vergnügen, hat man Schonung geübt. Ja, das alte Holzland ist heute die holzärmste aller deutschen Provinzen; während Hessen-Nassau und Rheinpfalz über 35 Prozent ihrer Gesamtfläche mit Wald bestanden haben, hat Schleswig-Holstein unter 10 Prozent.

Wie Wort und Begriff zusammenhängen, kann man vielleicht recht deutlich an den Zahlwörtern elf und zwölf sehen. Betrachtet man nur das rechnerische Ergebnis, so ist ja wohl so ziemlich gewiß kein Unterschied zwischen altem einlif und heutigem elf; zwischen ehemaligem zuelif und gegenwärtigem zwölf. Aber auch für das jeweilige Sprachbewußtsein nicht? Man kann häufig Kinder beim Abzählen sich das sinnige Sprachvergnügen machen hören: sechs, sieben, acht, neun, zehn, ein-zehn, zwei-zehn, drei-zehn, vier-zehn u. zu zählen. Und ist da für ihren Sprachsinn nicht ein deutlicher Unterschied zwischen ein-zehn und elf, zwei-zehn und zwölf. Nicht am Ende so groß wie zwischen schweizerischem septante, octante und gemeinfranzösischem soixante-dix und quatre-vingt? Ob man nun das -lif für ein altes Wort, für zehn, hält, das mit lith. lika, zu lat. decem, zu stellen ist, so daß einlif 1+10, zuelif 2+10 wäre; oder ob man dafür hält, daß lif ein aus dem Plur. des Prät. des goth. -leiban (bleiben) entsprossenes, ursprünglich sächliches Substantiv sein könne und so die Deutung eins darüber wäre, immer würde doch das ein die ihm eigene Vorstellung erwecken müssen, und so das einlif eine Operation angeben, wie ja vier-zehn das tut, und nicht wie sechs, sieben, gleich das Resultat und nur als Resultat. Wenn man sich recht überlegt, was es eigentlich heißt: wir haben ein dekadisches Zahlensystem, so wird man zugeben müssen, daß wie man ein und dreißig, ein und vierzig u. sagt, man auch folgerichtig ein und zehn oder ein-zehn sagen müßte, wie drei-zehn, vier-zehn u.; daß also die Kinder vom Standpunkte des lebendigen Sprachbewußtseins im Rechte sind, und daß elf, zwölf ein Heraustrreten aus dem dekadischen Zahlensystem bedeuten. Bedenke man nur, daß so ein Zahlensystem nicht bloß auf der Rechenart des Mathematikers zu finden ist, sondern auch im Leben, in der Art, wie man einzelne zu einer Gesamtheit zusammenfaßt, um sie hinterher auch wie Teile eines ganzen betrachten zu können. Erwinnere man sich, wie zu der römischen Zahlentabelle der Grammatik es paßt, daß die Römer, als sie von Numa Pompilius zu ihren zehn Monaten noch zwei hinzu bekamen, dies keine undecember und duodecember, sondern januarius und februarus werden ließen; daß, als zur Zeit des ersten punischen Krieges sich ihre Wirtschaft erweiterte, sie mit Einführung der Silbermünzen das alte kupferne dodekadische System mit dem dekadischen vertauschten, indem sie nun Denare, (von deni, je zehn), zum Werte von zehn Kupferassen prägten. Daß man zehn Einheiten zu einer Gesamtheit gern vereinigte, zeigen ferner die decem primi des Senats in Municipien, die vier so ganz verschiedenen Behörden der decemviri, die Dekurionen und Delurien und der nach seiner Meßstange von zehn Fuß (decempeda) decempedator genannte Feldmesser. Wie aber unser einlif und zuelif sich allmählich gewöhnen mußten, statt 1 und 2 über eine Zehnergesamtheit zu sein, sich wie die zwei letzten in einer größeren Gesamtheit zu fühlen, kann man vielleicht erschließen, wenn man sich erinnert, daß Karl der Große für seine weite Herrschaft silberne Denare oder Pfennige prägte, von denen 12 Stück einen Solidus galten. Nach 1250 fing man an, da die deniers sich arg verschlechtert hatten, eine bidere, stärkere Münze auszuprägen, Groschen (von grossus, did) genannt, der aber wieder in 12 deniers oder

Pfennige geteilt war, welche Einteilung ja in Preußen bis zur Prägung der dekadischen Reichsmünzen (1871) Bestand gehabt hat; wie bei den Hanseaten ihr Schilling auch noch bis zu der Zeit zwölf Pfennige zählte. Und mit den Groschen treffen wir auch schon neben der deutlichen Form zwelf, die ein-silbige zwelf, neben einlik die gemindertten eilik und eilk, wie man auch zu Anfang dieses Jahrhunderts noch wenigstens schrieb. Zwölf als Gesamtheit war man ferner in sehr vielen Dingen des Kleintraums gewöhnt worden, und vom Jahre 1444 haben wir schon Belege, daß das französische douzaine als duzend bei uns eingeführt war.

Außer dem Schnellsprechen und der Bequemlichkeit zieht man nun noch ein drittes zur Erklärung verdunkelter Komposita heran, die sogenannte Angleichung. Man sagt z. B. daß statt des n „gerne“ m vor Lippenlauten steht, und weist man das an einem Beispiel nach, wie an Eimer, so tut man so, als habe man es mit einem Naturgesetz zu tun, als ginge es gar nicht anders als daß ein-bar (ein-tragiges Gefäß, bar noch in Vahre) aus Gründen der Lautphysiologie zu eimbar, eimber, eimer hat werden müssen. Und ist dieser physiologische Grund so zwingend, wie kommt es, daß er sich nicht auch bei Einbeere durchgesetzt hat? Gewiß ist Einbeere etwas bequemer zu sprechen. Was hält uns also ab? Doch wohl das, daß mit dem allerdings bequemeren Einbeere wir eben das nicht mehr sagen, was wir doch sagen wollen: Ein-beere, die jedesmal nur eine Beere tragende Pflanze (paris quadrifolia). Würde man also einem Kinde die Pflanze zeigen und sie ihm Einbeere nennen, was würde der Name wohl Bezeichnendes für das Kind haben? Aber Einbeere sagt ihm gleich, was das eigentliche Merkmal der Pflanze ist. Und da der Eimer eben nicht mehr sagt, woher sein Name, sollte da sein Name sich nicht etwa erst gemindert haben, als er unverständlich wurde? Und bei Lautverbindungen, die doch der Seele

nichts mehr sagen, bei diesen waltet dann naturgemäß die Bequemlichkeit. Auch bei dem Worte Amboss macht man die Angleichung geltend. Heutzutage hört man von Gebildeten, besonders Norddeutschlands, das o kurz; die so sprechen, verstehen keine Silbe dieses Kompositums; keine Silbe sagt ihnen, woher sie sei. Und warum lesen sie o kurz? Doch lediglich nach Analogie von Haß, naß, Baß, Roß, Troß, Schloß. Und die Sache selbst kennen sie doch auch nicht recht, d. h. aus eigener Anschauung. Die Lehrer in einer großen Stadt kommen in Verlegenheit, wenn sie vom jungen Siegfried erzählen und ihre Schüler in eine Schmiede schicken wollen. Den Amboss kennen so viele Leute nur aus der Zeichnung des Lehrers, sie erfahren seine Gestalt, was er aber als Werkzeug leistet, wissen sie nicht aus der Anschauung. Da nun außerdem nur wenige Plattdeutsche noch das einst aus dem Hochdeutschen eingedrungene bosßen für stoßen, schlagen brauchen, so ist ja kaum die Möglichkeit gegeben, das Wort in der Form an-boss = Anschlag, zu erhalten; und das Wort An-hau, mittelhochdeutsch anc-hou, ist ja nicht ins Gemeindeutsch gedrungen.

Wäre die Angleichung ein nur physiologischer Vorgang, wie kommt es, daß empfangen zu empfangen, entsinnen zu empfinden, entschlen zu empfehlen geworden, nicht aber entsallen zu empfallen, entsahren zu empfahren, entsühren zu empführen, obwohl wir neben den etymologisch deutlichen auch auf solche Formen im Mittelhochdeutsch stoßen, die sich aber eben doch nicht durchsetzen konnten. Wer denkt heute bei empfangen noch deutlich an fangen und bei empfinden an finden? Ja und bei empfehlen würde ja fehlen nicht mehr recht möglich sein, da dieses fehlen jetzt als Simplex überhaupt nicht mehr lebt, sondern außerdem nur noch im Kompositum befehlen. Da ist es denn nun wohl so, als ob das Sprachbewußtsein, mit Hebbels Holofernes, zu den Lautgesetzen der Physiologen spräche: „Mein Wille ist die Eins, und euer Tun die Zwei, nicht umgekehrt!“

Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart.

I. Auf glatten Wogen.

Auf sanften Wogen gleitet
Des Schiffers Rachen hin;
Im Schooß des Sees erklingen
So süße Melodien!

Dort strahlt des Mondes Bildnis
Mit bleichem Glanze auf;
Am dunklen Aeterbogen
Taucht Stern um Stern herauf.

Im Kampf der Elemente
Erstirbt der Seele Schmerz;
Doch in so heil'ger Ruhe
Klagt lauter nur das Herz.

Und aufwärts blickt der Schiffer
Zum hohen Himmelsdom;
Er schaut hinab zum Grunde,
Dort winkt es: „Komm, o komm!“

Und bleicher, immer bleicher
Schaut er hinab zum See,
Es krampft die heiße Seele
Ein ungestümes Weh!

Und aus der Wellen Schooße
Tut himmlisch süß ein Lied;
Des bleichen Schiffers Rachen
Es rasch zur Tiefe zieht.

Louise Heindl.

II. Wodans Heer.

Es wüthet der Sturmwind in finsterner Nacht,
Es ziehen die Wolken geschwind.
Hört doch, wie die Eide des Donat kracht,
Gepeilscht von dem heulenden Wind!

Es wettert und hallt durch die zisternde Luft
Das Schnauben der wütenden Meute, die ruft
In markdurchdringendem Tarm: — Husa!

Hallo — Husa!

Der Wölfe Geheul und des Ahu Geschrei,
Sie mischen gar schaurigen Klang
In den Ruf der nahenden Schaar, die herbei
Durch des Waldes Finsternis drang.
Schnell wie der Blitz, der Meute voran,
Sprengt Wodan auf milchweißem Rosse heran
Mit hochgeschwungenem Speer — Husa!

Hallo — Husa!

Ein flackerndes Tuch um die Schultern gehängt,
Den Hut in die Stirne gedrückt,
Von krächzenden Raben im Kreise umdrängt,
So reitet der Kriegsgott entückt.

Du den Seiten jagen auf schnaubendem Ros
Die höllischen Jäger in wildem Troß,
Und rufen in wütendem Grimm: — Husa!
Hallo — Husa!

Und hinter dem fliegenden Wodansheer,
Das rastlos die Lüfte durchweilt,
Rast wütend die Hundeschaar kläffend daher,
Die schaurig zum Jagdgeschrei heult.
Die Zunge lang ausgestreckt — wutentbrannt —
Auf den Rücken ein flackerndes Licht gebannt,
So springen die Hunde dahin — Husa!

Hallo — Husa!

Der Wanderer drückt das Gesicht alsbald
Zur Erde in heiliger Schen.
Der Mond wirft sein sterbendes Licht in den Wald
Und das stürmende Heer ist vorbei!
Verschwunden dem fliehenden Eber nach,
Und in ihrer grausigen Jägersprach'
Heult ferne die Meute: Hallo — Husa!

Hallo — Husa!

Wilhelm Geiser.



Im Vorzimmer des Arztes. (Seite 51.)

Moderne Schicksale.

Novelle von Carl Görlik.

(1. Fortsetzung.)

Indessen war der Justizrat Harder mit seinen beiden Damen in den Gesellschaftszimmern erschienen. Als die Herrschaften von der Hausfrau empfangen wurden, befand sich in deren Gesellschaft der junge Baron Warren.

Denselben sah die schöne Frau nicht zum erstenmale. Heute Mittag hatte sie ihm an der table d'hôte gegenüber gefessen. Sie schien in dem Hotel, wo er gewöhnlich zu speisen pflegte, zu wohnen.

Schon an der Wirtshausstafel war ihre Schönheit ihm aufgefallen, aber jetzt in der gewählten Balltoilette erschien dieselbe erst vollständig im rechten Licht.

Mistress Jonston trug ein Kleid von weißem Seidenrips, das mit Schrägstreifen von blauem Sammt garnirt war. Tuffs von weißen Rosen, aus deren Ranken glitzernde Silberlahns herabsielen, zierten die graziose Toilette, welche mäsig dekolletirt, den blendenden, schön gewölbten Hals und die wundervolle Rundung der Arme zeigte. Ueber all diesen Reizen tronte der herrliche Kopf mit dem seelenvollen Antlitz, und hellblonde Locken, durch welche sich weiße Perlschnüre zogen, fielen auf den üppigen Nacken nieder.

Dem Baron klopfte das Herz gewaltig, als Leopoldine mit den beiden Damen und dem Justizrate auf ihn zukam. Er trat, sich tief verneigend, zur Seite, als jene in das Nebengemach schritten, um außerhalb des Tanzsaals in größerer Ruhe ihre Unterhaltung fortsetzen zu können. Ein berauschendes Zittern durchflog ihn, als die knisternden Falten von Amaliens Seidenkleide ihn im Vorübergehen streiften.

Unwillkürlich folgte er den Herrschaften in einiger Entfernung nach.

„Nehmen Sie wiederholt meinen Dank,“ sagte Amalie zu der im Nebenzimmer stehenden Frau des Hauses, „daß Sie mich so freundlich empfangen haben!“

„Eine Empfehlung meiner lieben Justizrätin Harder,“ entgegnete Leopoldine, „genügt vollkommen, um Sie in die Reihe meiner Freunde zu stellen.“

„Zu gütig!“ sagte Mistress Jonston und verneigte sich vor Madame Senger und dann vor der Justizrätin.

Letztere klappte ihren Fächer so hastig zu, daß einige Stäbchen desselben zerbrachen.

Leopoldine bemerkte den an der Tür des Salons stehenden Baron und rief:

„Ah, ich vergaß, ertschuldigen Sie!“ Vorstellend auf den Baron zeigend, nannte sie dessen Namen.

Der Baron trat näher und verneigte sich tief vor Amalien. Leopoldine wollte in der Vorstellung fortfahren, stockte aber und wandte sich nach der Rätin um.

„Mir ist der ausländische Name entfallen,“ sagte sie zu dieser, „liebe Justizrätin, machen Sie Ihre verehrte Gästin gefälligst dem Herrn Baron selbst bekannt!“

Die Justizrätin mußte dieser so direkt, an sie gerichteten Bitte allerdings nachkommen, tat dies aber nur kurz und ziemlich unfreundlich.

„Mistress Jonston, eine Klientin meines Mannes.“

„Halt, liebe Frau“ fiel Harder ein, „bringst du mich in deine Vorstellungen hinein, so muß ich auch fortfahren, meine Rechte zu wahren!“

„Da hören Sie gleich den Rechtsgelehrten,“ rief die Justizrätin, „ja, ja, ich überlasse dir gern das Nähere!“ Sich dann zu Leopoldine wendend, flüsterte sie dieser zu: „Ich habe überhaupt noch manches auf dem Herzen, Sie werden sich über meine Enthüllungen wundern!“

„Ah?!“ lächelte Leopoldine ziemlich verduzt; ihr Geist vertrug keine so raschen Sprünge, und sie konnte sich nach der so eben gepflogenen verbindlichen Unterhaltung gar nicht in den

plötzlich so pikirt klingenden Ton der Rätin hineinfinden. Sie nahm mit der Justizrätin auf einem Sopha platz, während Mistress Jonston, der Baron und der Justizrat in der Mitte des Salons stehen blieben.

„Diese Dame,“ sagte Harder zum Baron, indem er Amalien ehrfurchtsvoll die Hand küßte, „ist an mich empfohlen worden, und ich hoffe, daß Sie mit uns dazu beitragen werden, Mistress Jonston vergessen zu machen, daß sie eine Fremde unter uns ist!“

„Die gnädige Frau ist für mich keine Fremde mehr,“ entgegnete Baron Warren, „ich hatte die Ehre, ihr heute an der table d'hôte gegenüber zu sitzen. Bin ich unbescheiden, meine Gnädige, wenn ich frage, ob Sie mich bemerkt haben?“

„Durchaus nicht,“ erwiderte Mistress Jonston mit anmutiger Verneigung, „ich bin stets freimütig und offen, und gestehe Ihnen, daß ich Sie gleich wiedererkannte!“

„Herrlich!“ rief der Justizrat, „kaum einen Tag in der Stadt und Abends finden Sie schon Bekannte wieder!“

„Sie haben recht,“ sagte sie mit anmutigem Lächeln. „ich empfangen freundliche Eindrücke in Ihrer Residenz, und ich könnte darüber fast den schwierigen Zweck meines Hierseins vergessen; aber meinem Vater zuliebe mußte ich diese Reise unternehmen.“

Die beiden jungen Frauen befanden sich infolge ganz entgegengesetzten Handelns an diesem Orte in nahe Beziehung gebracht.

Indem Leopoldine gegen den Willen ihres Vaters ihre Stellung im Leben extrozt hatte, präsidirte sie als Sengers Gemahlin bei diesem so glänzenden Ballfest als Repräsentantin eines der ersten Häuser der Residenz.

Amalie Jonston dagegen war dem Willen ihres Vaters gefolgt und stand als Witwe einsam hier in einem unbekanntem Lande unter Fremden, deren Schutz und Beistand sie als Hilfesuchende erbitten mußte.

„Und Ihr Herr Vater, hat Sie nicht hierher begleitet?“ forschte der Baron nach den letzten Worten der jungen Frau.

„Mein Vater ist zu leidend, um diese weite Reise machen zu können,“ erwiderte Amalie, „da es sich aber um die Befolgung sehr wichtiger Interessen für ihn hier handelt, übernahm ich dies Amt, da ich leider Wittwe und ganz unabhängig bin!“

Der Baron konnte das von ihr ausgesprochene Bedauern nicht teilen, und das „ganz unabhängig“ versetzte ihn vollends in Entzücken. Er wollte eine weitere Frage bezüglich ihres hiesigen Aufenthaltes an sie richten, als ein ganz unvorhergesehenes Ereignis eintrat, und zwar mit so erschütternder Plötzlichkeit, daß die Verhältnisse nicht nur auf dem Ball, sondern im Theatralischen Hause mit einem Schlage total verändert wurden.

Es ertönte nämlich plötzlich ein durchdringender Schmerzensschrei, der weit durch die glänzenden Festräume schallte.

Alles geriet in Aufruhr.

Die Justizrätin Harder und Leopoldine sprangen entsetzt auf, da sie ein großes Unglück vermuteten.

Baron Warren und der Justizrat waren so überrascht von dem Anblick, der sich ihnen darbot, daß sie im ersten Moment, starr vor Schrecken, sich nicht von der Stelle zu rühren vermochten.

Mistress Jonston hatte den Schrei, der alles in Aufregung gebracht, ausgestoßen, als sie den Herrn des Hauses in den Salon treten sah.

Sie wich zurück, als ob ihr Fuß plötzlich auf eine Giftschlange getreten sei, wankte und sank dann auf einen Sessel nieder, indem sie Senger so verstört anstarrte, als ob mit ihm ein Geistes aus dem Fußboden vor ihr aufgetaucht wäre.

Senger allein stand ruhig und unbeweglich wie eine Statue da.

Mehrere Gäste waren, durch den Lärm aufmerksam gemacht, aus dem Tanzsaal hereingeeilt und blickten in ängstlicher Aufregung in das Gemach, wo dieser unerwartete Schreckensaustritt seltsam mit der bisherigen Festfreude kontrastirte.

Der Baron, die Justizrätin und Leopoldine waren zu Mißreß Jonston getreten und voller Theilnahme um dieselbe beschäftigt.

Die Engländerin hatte sich wieder etwas aufgerichtet und legte die Hand an die Stirn, als ob sie zwischen Traum und Wachen kämpfte.

Senger zuckte die Achseln, als ob er nichts von der allgemeinen Erregung begriffe, wandte sich dann an den Justizrat und fragte zwar bestrebt, aber doch mit voller Ruhe:

„Ist die Dame leidend?“

Harder war so konsternirt, daß er keine Antwort hatte.

Da nahm Mißreß Jonston ihre ganze Kraft zusammen, ergriff die Hand der Justizrätin und fragte mit bebender Stimme:

„Kennen Sie den Mann, der so eben eintrat?“

„Sehr gut,“ erwiderte die Rätin, über das auffallende Benehmen der Engländerin augenscheinlich pikirt, „er ist der Herr vom Hause, wir sind seine Gäste!“

Mißreß Jonston stieß einen zweiten Schrei aus.

„Ha! — Was sagen Sie? Wo bin ich den hingeraten? Nennen Sie dies nicht das Theelensche Haus? Reunt sich dieser Mann jetzt Theelen?“

„Nein,“ entgegnete Frau Harder, „ich bin gewohnt dies Haus noch stets das Theelensche zu nennen, weil es schon seit Generationen im Besitz der Familie Theelen war. Der jezige Besitzer hat Fräulein Theelen geheiratet, er selbst heißt Senger!“

Amalie sprang auf, als ob sie durch diesen Namen hochgeschwemmt würde.

„Senger!“ rief sie. „Ich habe ihn gleich erkannt.“ Sie versuchte die Justizrätin mit sich fortzuziehen. „Kommen Sie, um diesen Ort schnell zu verlassen. Ich kann keinen Augenblick länger unter seinem Dache verweilen!“

Die peinliche Bestürzung sämmtlicher Anwesenden wuchs. Keiner von ihnen konnte sich das aufgeregte Benehmen der Engländerin erklären.

„Was verlangen Sie?“ eiferte die Rätin und entzog Mißreß Jonston ihre Hand, „fassen Sie sich und meiden Sie weiteres Aufsehen, alles blickt schon auf Sie!“

Damit wandte sie sich von ihr ab.

„O mein Gott,“ murmelte Amalie, „gib mir Kraft, die gesellschaftliche Form zu wahren, damit meine Erbitterung mich nicht zum Aeußersten treibe!“ — —

Senger, der bis jetzt kalt und fast unbeweglich geblieben war, näherte sich jetzt langsam der jungen Engländerin, das Auge fest und durchdringend auf sie gerichtet. Sein ganzes Wesen war von sicherster, weltmännischer Courtoisie überhaucht, als er mit ruhigster Stimme begann:

„Ich hoffe, die Erregung dieser Dame ist eine freundige, — doch hoch!“ unterbrach er sich, als aus dem anstoßenden Saal die Introduction zu einem Walzer erklang, „man präcludirt einen neuen Tanz; da ist es meine Pflicht, der geehrten Fremden die Sonneurs zu machen!“

Er trat dicht vor Mißreß Jonston, verbeugte sich artig und bot ihr seinen Arm.

„Meine Gnädige, gestatten Sie mir den Vorzug, Sie zum Tanz zu führen.“

Die Dame schien alles andere eher erwartet zu haben als diese galante Aufforderung. Sie wich fassungslos zurück, aber nur einen Augenblick währte ihr verwirrtes Schweigen. Sie ermannete sich, eine vollständige Veränderung ging mit ihr vor; die Röthe edlen Borns gab ihren Wangen die Farbe wieder und mit stolz erhobnem Haupt trat sie wie eine drohende Rachegöttin, flammenden Blickes, Senger entgegen.

„Zurück!“ rief sie kraftvoll; jede Spur von Schwäche war bei ihr verschwunden, „Sie haben mich so gut erkannt wie ich Sie! Ich kam nach Deutschland, um Ihre Spur zu suchen; die Stunde der Rache und Vergeltung hat geschlagen; Sie werden mich verstehen!“

„Ich verstehe nur,“ erwiderte Senger mit vollkommener Artigkeit und Feinheit, „daß Sie mir die Ehre eines Tanzes verweigern! Das befremdet mich, gnädige Frau, denn ich glaube Sie durch meine Wahl zu ehren!“

„Zu ehren? Sie — mich?“ rief Amalie mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Verachtung!

„Sie sind in meinem Hause, meine Gnädige!“ sagte er mit kalter Höflichkeit.

„Welch' unseliges Geschick hat mich hineingeführt?“ tönte es halblaut von ihren Lippen. Als ob die Vorstellung, sie in diesem glänzenden Hause als Gast zu sehen, sie wieder schwach mache, sah sie sich wie nach einer Stütze suchend um.

Baron Warrens Blick begegnete dem ihren; mit dem Instinkt erwachender Neigung ahnte er ihren Wunsch und reichte ihr den Arm. Sie stützte sich darauf und ließ sich von ihm zum nächsten Sessel führen.

Senger nickte seiner Frau freundlich zu und fuhr mit stets sich gleichbleibender Ruhe heiter und beinahe scherzend fort:

„Ich habe ja den besten Ersatz, mich für den gehaltenen Refüs zu entschädigen, an meiner Seite. Komm', liebe Frau, tanzen wir zusammen den Walzer,“ Leopoldinens Gesicht strahlte, „und erkundigen wir uns später nach dem Befinden der geehrten Fremden!“

Er hatte seiner Frau den Arm gereicht und wollte sie nach dem Tanzsaal führen, blieb aber, da er den Baron neben Mißreß Jonston bemerkte, noch einmal stehen und wandte sich halb um.

„Herr Baron,“ sagte er artig, aber doch mit gewissem Nachdruck, „Sie werden hoffentlich nicht so grausam sein, sich unserer jungen Damenwelt als Tänzer zu entziehen! Wenn junge Cavaliers wie Sie feiern wollen, wer soll dann tanzen?“

Baron Warren konnte nach dieser Aufforderung des Hausherrn nicht zurückbleiben. So schmerzlich es ihm auch war, er mußte Mißreß Jonston verlassen und Herrn und Frau Senger in den Ballsaal folgen.

Harders blieben mit der Engländerin allein zurück.

Der Justizrat stand neben Mißreß Jonston und winkte seine Frau herbei:

„Komm' doch näher, du siehst ja wie die Aermste leidet.“

Die Justizrätin, welche sich von Anfang an über die Aufmerksamkeit geärgert hatte, die Harder der Engländerin bezeigt hatte, folgte dieser Aufforderung ihres Gatten nicht, erwiderte im Gegenteil sehr schlecht gelaunt, wie es in ihrem mißtrauischen und neidischen Charakter lag:

„Ich leide auch, daß ich solchen Austritt miterleben mußte, denn ich ärgere mich, daß ich die Hand dazu geboten habe, diese Dame, welche ein solches Aufsehen erregen konnte, hier einzuführen! Bei deiner nächsten Prozeßführung werde ich dir vielleicht etwas ins Handwerk pfeifen!“

Nach diesen gehässigen Worten rauschte sie hinaus und folgte den Vorangegangenen in den Tanzsaal.

Mißreß Jonston war zu erregt, um die Beleidigung zu bemerken, die für sie in den Worten der Justizrätin gelegen hatte.

Als sie sich mit Harder allein sah, erhob sie sich und bat ihn, daß er sie so schnell wie möglich in ihr Hotel zurückbringen möchte.

Der Justizrat beschwor sie, ihm doch endlich mitzuteilen, was sie in solche Aufregung versetzt hätte.

„So erfahren Sie denn,“ rief sie zornbeugend, „daß derjenige, den ich verfolge, der meinem Vater einst sein ganzes Vermögen und die Ehre seines Namens raubte, der Mann ist, in dessen Hause wir uns befinden!“

„Wie?“ fragte der Justizrat ungläubig, „Herr Senger —“

„Ist der Betrüger, den ich mit Ihrer Hilfe vor dem Gesetz entlarven wollte!“ — —

Harder trat unwillkürlich einen Schritt von Mißreß Jonston zurück. Er war zu sehr Jurist, um, wenn auch nicht gerade mißtrauisch gegen die Engländerin, doch wenigstens vorsichtig zu werden.

Die reizende Frau hatte ihn allerdings durch ihre sympathische Erscheinung vom ersten Augenblick an gefesselt; jetzt zerstörte sie selbst den Zauber, den sie um sich zu verbreiten gewußt hatte, durch eine Behauptung, die dem Justizrate unheimlich und vom juristischen Standpunkte aus ganz unmotiviert erschien.

„Unmöglich!“ rief er im Tone der vollsten Ueberzeugung, „Herr Senger, der Schwiegerjohn des Kommerzienrats Theelen ist ein Ehrenmann; seit Jahren kenne ich ihn als solchen! Sie werden durch eine Aehnlichkeit getäuscht!“

„Nimmermehr!“ versicherte sie. „Morgen sollen Sie alle Beweise von dem, was ich Ihnen heute nur oberflächlich andeutete, zu Händen von mir empfangen! Aber jetzt nur fort! Zeigen Sie mir einen Weg aus diesem Hause, damit ich jenen Leuten nicht wieder zu begegnen brauche!“

„Wenn Sie es durchaus wünschen,“ sagte er kopfschüttelnd und kleinlaut, „so will ich Sie bis zum Wagen hinabführen!“

Harder geleitete die Dame durch eine Seitentür hinaus.

Sie eilte in ungestümmter Hast die Treppe hinab.

Zu der Garderobe, die im Erdgeschloß eingerichtet war, hüllte sie sich mit fieberhafter Hast in ihren Mantel.

Wenige Minuten nachher fuhr sie in einer herbeigeholten Nachtdroschke in ihr Hotel zurück.

Der Justizrat stieg nachdenklich die Treppe wieder hinauf und begab sich in den Tanzsaal. Er war so verstimmt, daß es ihn die größte Anstrengung kostete, seine Aufregung nur einigermaßen zu verbergen.

Als er nach Beendigung des Walzers sich Senger gegenüber befand, wurde er von diesem in teilnehmendster Weise nach seiner leidenden Pflegebefohlenen befragt.

Viele der Umstehenden spitzten die Ohren, denn die auffällige Störung, welche durch die von Harders eingeführte Dame verursacht worden war, hatte bereits Anlaß zu den wunderbarsten Vermutungen gegeben.

„Ich muß sie entschuldigen,“ entgegnete der Justizrat, ohne daß er ganz seiner Verlegenheit Herr werden konnte, „aber sie wurde von einer so heftigen Migräne befallen, daß sie bereits nach Hause gefahren ist!“

„Also ernstlich unwohl?“ setzte Senger bedauernd hinzu.

„Es hat den Anschein!“ sagte Harder, „mich tröstet nur, daß sie wenigstens gut einlogirt ist!“

„Wo wohnt die Dame denn?“

„In Mohrmanns Hotel!“ antwortete der Justizrat.

Sengers Lippen entfuhr trotz aller Selbstbeherrschung ein kurzer Freudenlaut:

„Das trifft sich gut!“ Als hätte er seine Gedanken hiermit zu sehr verraten, fügte er schnell hinzu: „So hat die verehrte Dame wenigstens keinen zu weiten Weg!“ Dann scherzte und lachte er so liebenswürdig mit den umstehenden Gästen, daß er den störenden Zwischenfall mit Mißreiß Jonston vollständig vergessen zu haben schien. Und doch dachte er bei der lebhaftesten Unterhaltung imstillen bei sich: „Sie wohnt bei Mohrmann! Das ist in allem Unglück doch ein Glück!“

4. Die Fälschung.

Am andern Morgen lachte heiterer Sonnenschein in den Straßen der Residenz.

Die Dächer und das Holzwerk der Brücken glitzerten in dem Silberweiß des Morgenreiß, den die noch sehr schräg fallenden Strahlen der Sonne bis jetzt nicht hatten zerstören können.

Luftiges Leben regte sich überall und machte sich besonders in den prachtvollen Räumen des Hotels geltend, in welchem Mißreiß Jonston abgestiegen war.

Der mit allem Komfort und großstädtischem Luxus verschwenderisch ausgestattete Speisesaal des Hotels lag im Parterregeschloß. Der Haupteingang zu diesem Speisesaal wurde durch eine hohe und breite Glastür, die auf den Korridor führte, gebildet. Man sah durch die klaren Spiegelscheiben der Tür schräg hinüber nach der Loge des Portiers, der in diesem Augenblick die angekommenen Briefe und Zeitungen forttrug.

Der Glastür gegenüber führte eine andere Tür über eine Gallerie zur Küche.

In der Nähe derselben stand das Pult des Oberkellners Kaps, der mit Ausschreiben von Rechnungen beschäftigt war. Neben ihm lag das aufgeschlagene Kontobuch der Gäste.

Der Zimmerkellner Georg, der die in der ersten Etage wohnenden Gäste zu bedienen hatte, kam von der Küche herein. Er trug ein Präsentierbrett, das mit blendend weißer Damastserviette bedeckt war; auf demselben stand ein silberblitzendes Kaffeeservice von Alfenide.

„Einmal Kaffee mit Gebäck für Nr. 3!“ rief Georg im Vorbeigehen.

Der Oberkellner notirte es.

„Endlich,“ brummte er, „bereiten Sie Sich, die Dame hat bereits zum zweitenmale geschellt!“

„Päh!“ machte Georg mit der den Kellnern eigenen Unverschämtheit, wenn sie sich nicht den Gästen gegenüber befinden.

„Bringen Sie gleich den Paß von ihr mit heraus,“ rief ihm Kaps nach, „sie kommt aus dem Auslande, da müssen wir ihren Paß der polizeilichen Meldung beilegen!“

„Gut, ich werde ihn mir geben lassen!“ sagte Georg, indem er durch die Glastür verschwand.

Der Oberkellner schrieb und rechnete weiter.

Nach kurzer Zeit hörte er die Glastür wieder öffnen, sah sich aber nicht um, da er glaubte, daß es der zurückkehrende Georg sei. Ueberrascht fuhr er aber auf, als eine fremde Stimme ertönte:

„Guten Morgen, Herr Oberkellner!“

Kaps machte ein sehr überraschtes Gesicht, als er den Eintretenden erkannte.

Es war Senger.

„Wie, Herr Senger?!“ rief der Oberkellner, „Sie zu so früher Stunde schon bei uns?“ Von seinem Pulte forttretend, fügte er artig hinzu:

„Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ein Geschäftsgang führte mich in aller Frühe vorbei,“ entgegnete Senger und hing seinen Hut an einen Kleiderständer, „da es draußen frisch ist, trat ich bei Ihnen ein, um mich ein wenig zu restauriren! Lassen Sie mir Kaffee kommen und geben Sie mir, ich bitte, eine Zigarre!“

„Georg soll Ihnen gleich Kaffee serviren,“ sagte der Oberkellner, schloß eine Schublade des Pultes auf, nahm eine Kiste mit duftigen Havannahs heraus, öffnete den Deckel und präsentirte dieselbe dann dienstfertig Herrn Senger, „und hier sind Zigarren. Befehlen Sie davon!“

Senger nahm eine Zigarre und zündete dieselbe an dem Wachlicht an, das Kaps ihm hinstellte. Das brennende Licht blieb auf einem der kleinen zum Speisen servirten Tische stehen.

„Wo ist Herr Mohrmann?“ fragte Senger, indem er sich setzte und die duftigen Rauchwölkchen seiner Havannah in seinen Ringeln aufsteigen ließ.

„In seinem Zimmer,“ beantwortete der Oberkellner die Frage nach seinem Prinzipal, „wünschen Sie, daß ich denselben von Ihrem Hiersein benachrichtige?“

„Es hat durchaus keine Eile, ich bleibe wohl ein halbes Stündchen hier!“

Wenige Minuten darauf kam Georg durch die Glastür herein. Auch er war überrascht, Herrn Senger zu so früher Stunde im Hotel zu erblicken, wünschte demselben guten Morgen und trat dann zu dem Oberkellner.

„Hier ist der Paß der Dame,“ sagte er, und legte ein Papier auf das Pult, „sie will sogleich zum Justizrat Harder fahren; ich habe den Portier davon unterrichtet, damit er einen Wagen für sie in Bereitschaft hält!“

Senger horchte scharf auf.

„Harder!“ dachte er, „von ihr ist die Rede!“

„Herr Senger hat Kaffee befohlen,“ bedeutete Kaps den Kellner.

„Werde sogleich bringen!“

Damit eilte Georg nach der Küche hinaus.



Galerie schöner Frauenköpfe: Cordelia.

Nach einem im Besitz des Hrn. G. Gottfried in Leipzig befindlichen Gemälde von Alfred Seifert.

Kaps entfaltete das ihm von Georg übergebene Papier.

„Eigentlich nur unnütze Weitläufigkeiten mit diesen Legitimationen, man hat doppelte Arbeit mit denselben!“

„Was haben Sie?“ fragte Senger mit gut gespielter Gleichgültigkeit.

„Den Paß der Engländerin, die gestern früh bei uns eintraf!“

„Eine reizende Frau!“

„Richtig.“ besann sich Kaps, „Sie kennen sie; ja ich hörte, daß sie gestern Abend zu Ihnen fuhr!“

„Der Justizrat Harder führte sie bei uns ein,“ fuhr Senger fort, indem er sich erhob und an das Pult des Oberkellners trat, „gestatten Sie mir doch mal Einsicht in ihren Paß! Ist die Polizeibehörde in London bei Beschreibung ihrer Persönlichkeit galant gewesen oder nicht?“

„Bei solcher schönen Frau kann Wahrheit für Galanterie gelten!“ schmunzelte Kaps und gab den Paß an Senger.

Dieser zitterte vor Erregung, als er den Paß der Engländerin in Händen hatte.

Er beherrschte, durch Erfahrung gewizigt, begabt mit einem seltenen Talent für die Intrigue, unterstützt von brillanter Persönlichkeit, die Gegenwart vollständig, nun aber war die Vergangenheit wie ein drohendes Schreckbild vor ihm aufgetaucht.

Mistress Amalie Jonston, diese reizende Frau, war die Verkörperung dieser dunklen Vergangenheit; daher mußte diese gefährliche Dame wieder verschwinden und zwar für immer verschwinden. Jetzt hatte er ihren Paß in Besitz und er über sah schnell, daß er einen unberechenbaren Vorteil daraus ziehen konnte, wenngleich er über das „Wie“ noch nicht mit sich einig war.

Zunächst mußte er allein sein, um ungestört seine weiteren Dispositionen treffen zu können. Das konnte hier im Hotel, wo er die Dienerschaft beherrschte, nicht allzuschwer sein.

Ein Unstern hatte die arme Mistress Jonston gerade in dies Hotel geführt. Der Besitzer desselben war mit Senger, den sie jetzt ihren Todfeind nennen konnte, sehr liiert, — wir werden bald das geheimnisvolle Band zwischen Hotelier und Kaufherr kennen lernen.

„Beste Oberkellner,“ begann Senger wieder, und schüttelte sich wie von innerem Frost, „die kalte Morgenluft nach der durchschwärmten Ballnacht hat mich ganz flau gemacht,“ vertraulich klopfte er Kaps auf die Schulter, „Sie sind wohl so gut, mir ein Glas Portwein zu geben! Mir ist wirklich ganz schlecht!“

„Portwein? gern!“ antwortete Kaps und sah sich nach dem Büffet um, „wir haben zwar keinen angeschenken oben, aber ich werde Ihnen gleich eine Flasche aus dem Keller holen lassen!“

„Bitte, tun Sie es selbst! Sie erzeigen mir einen großen Dienst damit! Brrrrr! — —“

Wie von innerem Frost zusammenschauernd, knöpfte Senger sich den Ueberrock zu.

„In wenig Minuten steht Ihnen der Portwein zu Diensten!“ rief der Oberkellner und eilte hinaus.

Als sich Senger allein sah, blitzte ein Zug dämonischer Genugtuung über sein Gesicht.

Er ging an den Tisch, auf welchem noch das Licht brannte, kämpfte einen Augenblick mit sich selbst und näherte dann die Hand mit dem Paß dem brennenden Lichte.

„Ein Luftzug,“ dachte er, „und das Papier ist Asche; ihre Identität könnte dann angezweifelt werden und alle ihre Machinationen gegen mich wären fürs erste ungeschicklich. Und Zeit gewonnen, alles gewonnen!“

Aber doch zog er die Hand wieder zurück und löschte das Licht aus. Das Experiment wäre zu gefährlich gewesen. Er bedachte, daß er dadurch einen Argwohn gegen sich selbst hervorrufen konnte. Die Tätigkeit seines Gehirns verdoppelte sich.

Ein kurzes Nachdenken, und Senger war mit einem neuen Plane fertig.

Er trat an das Pult des Oberkellners, ergriff eine Feder und schrieb schnell und sicher an verschiedenen Stellen einige Worte in den Paß.

„So ist sie am sichersten verloren,“ sprach er beim Schreiben leise vor sich hin, faltete den Paß zusammen und legte ihn auf den Tisch neben den Leuchter.

Als die beiden Kellner in kurzen Zwischenräumen bald darauf in den Speisesaal zurückkehrten, fanden sie Senger ruhig am Tische sitzend und seine Zigarre rauchend.

Er genoß mit sichtlichem Behagen von beiden Getränken, die ihm, wie er es gewünscht, servirt wurden.

„Ah, das wärmt!“ sagte er und stellte das halb ausge trunkene Portweinglas wieder auf den Tisch, „ein vortreffliches Gewächs, man merkt doch gleich, daß man sich in Mohrmanns Hotel befindet!“

Kaps kramte auf seinem Pulte mehrere Papiere zusammen und reichte sie Georg.

„Geben Sie diese Meldezettel dem Kommissionär; er soll sie sogleich nach dem Polizeibüreau tragen,“ plötzlich hielt er, sich besinnend, inne und wandte sich an Senger, der zurückgelehnt, den aufsteigenden Dampfströmen seiner Zigarre behaglich nachsah, „ich vergaß, darf ich bitten?“

„Was?“ fragte Senger und sah Kaps groß an, als ob er ihn gar nicht verstände.

„Um den Paß der Engländerin!“

„Ach so!“ machte jener, sah sich suchend um und schob dann den Paß gleichgültig dem Oberkellner hin, „da liegt er!“

Dann schlürfte er mit scheinbar großer Behaglichkeit die Tasse Kaffee aus.

Kaps hatte den Paß genommen und gab ihn nun an Georg.

„Da, dies gehört auch noch zu den Meldungspapieren!“

„Gut,“ antwortete Georg, und hinausgehend setzte er hinzu: „Nr. 15 fordert die Rechnung, um zu saldiren!“

„Sie ist schon geschrieben, ich werde zur Abrechnung gleich hinaufgehen!“

Damit nahm Kaps eine Nota vom Pult und folgte seinem Kollegen hinaus.

Als Senger wieder allein war, konnte er einen leisen Seufzer nicht unterdrücken.

Er befand sich in einer sehr mißlichen Lage.

Die Freuden des raffiniertesten Lebensgenusses, wie sie eine weltstädtische Residenz verschwenderisch bietet, vereint mit der fürstlichen Einrichtung seiner Häuslichkeit hatten Sengers reelle Mittel, die er als Leopoldinens Gatte vom alten Theelen geerbt, längst erschöpft, und nur durch moderne Spekulationen der gewagtesten Art, die stets die Paragraphen des Strafgesetzbuches stark streiften, hatte er dies Kartenhaus des Glanzes und der Lüge bis heute aufrecht gehalten.

Seit gestern schlug ihm aber alles fehl, jede seiner Berechnungen hatte ihn getäuscht.

Das durch Lorberg angebahnte Kohlegeschäft war nicht zu Stande gekommen.

Eine Assoziation mit Baron Warren, dem Senger wiederholt den Verkauf seines Gutes nahe gelegt hatte, bot ihm zunächst die lockendste Spekulation.

Dazu gehörte aber vor allem Ruhe und ein freies Operationsfeld.

Beides war verschwunden; das Erscheinen der Mistress Jonston stellte alles in Frage.

Zunächst erwartete Senger die Wirkung des gefälschten Passes, und dann galt es, sich den Rücken zu decken und jedes Aussehen für sich selbst zu vermeiden.

In den Schlupfwinkeln der weitverzweigten Residenzstraßen fand ein Mann wie Senger stets Helfershelfer, die seine Gedanken ausführten und vor keiner Tat zurückschreckten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bau des menschlichen Körpers.

Eine anatomisch-physiologische Skizze von Bruno Geiser.

(Fortsetzung.)

Die Bekleidung des menschlichen Skeletts wird gebildet durch die gewöhnlich das Fleisch genannten Muskeln, denen Bindegewebe, Fett, Sehnen, Gefäße und Nerven beigemischt sind. Die Muskeln stellen Bündel von heller oder dunkler roten Fäserchen dar und sind mit flüssigem Eiweiß gefüllt. Sie enthalten alle zur Körperernährung nötigen Stoffe: Wasser, Albuminate, Fette, Collagen, Extraktivstoffe, Zucker und Salze. Von chemischen Grundstoffen finden sich in ihnen vor die nicht metallischen: Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Schwefel, Chlor, Fluor, Phosphor, Kohlenstoff und Kiesel; und die metallischen: Kalium, Natrium, Calcium, Magnesium und Eisen.

Die mit bloßem Auge deutlich unterscheidbaren Bündel, welche die Muskeln bilden, liegen gewöhnlich parallel nebeneinander und zeigen sich bei mikroskopischer Betrachtung zusammengesetzt aus den feineren Bündeln der eigentlichen Muskelfasern. Diese erweisen sich entweder glatt oder quergestreift.

Die glatten Muskelfasern, welche aus Reihen von spindelförmigen Zellen, den sogenannten kontraktilem Faserzellen, mit länglichen, dunkel begrenzten Kernen bestehen, sind blaßrot und überall da zu finden, wo unwillkürliche Zusammenziehung stattfindet, nur im Herzen und im oberen Teile der Fleischhaut in der Speiseröhre finden sie sich nicht.

Hier wie in allen dem Willen unterworfenen Muskelpartien des menschlichen Körpers zeigen sich die quergestreiften Muskelfasern oder Muskelprimitiivbündel. Dieselben besitzen eine strukturlose, sehr dünne elastische Hülle, das Sarkolem, an deren innerer Fläche in regelmäßigen Abständen sich zahlreiche Kerne von länglicher Form befinden, die Sarkolemkerne.

Das Sarkolem umschließt die eigentlich kontraktile (zusammenziehbare) Substanz der Muskelfaser, welche ihrerseits aus einer sehr beträchtlichen Anzahl ungemein feiner Fäserchen besteht, die parallel in der Längsrichtung der Faser gelagert sind und Primitiivfasern oder Muskelfibrillen heißen.

Die regelmäßige Querstreifung der Muskelfasern (des Primitiivmuskels) entsteht dadurch, daß die Fibrillen der Länge nach regelmäßig abgeteilt sind und aus einer Menge von hintereinander liegenden Stücken gefügt zu sein scheinen.

Unter einander werden die Muskelfasern durch lockeres Bindegewebe zu den erwähnten Bündeln vereinigt. Den ganzen Muskel umschließt die Muskelscheide, welcher ebenfalls aus fibrillärem Bindegewebe besteht.

Dieses um und in jedem Muskel vorhandene Bindegewebe enthält keine elastische Fasern, ist mehr oder weniger reich an Fettzellen und ist der Träger der Nerven und Gefäße des Muskels.

Mit ihrem fleischigen Ende sind die Muskeln breit an den einen Knochen angewachsen, während sie mit einem andern Knochen durch einen häutigen Strang, eine Sehne, verbunden sind.

Durch den Antrieb des menschlichen Willens zieht sich der Muskel zusammen, er verkürzt sich und beugt oder streckt so das zugehörige Gelenk, je nachdem er auf der einen oder der andern Seite eines Gliedes angeheftet ist.

Die dem Willen unterworfenen Muskeln werden sammt und sonders dirigiert durch Nervenfasern, welche im Gehirn entspringen, während die unwillkürlichen Muskeln von Nerven abhängen, die im Rückenmark oder den einzelnen Nervenknoten ihren Ursprung haben.

Die langen, dünnen Nervenfasern sind von weißer Farbe und werden durch parallel neben einander laufende Bündel von Nervenröhren gebildet, die mit einander durch Zellgewebe vereinigt und von einer sehnigen Nervenscheide umschlossen sind.

Sie sind gewissermaßen die Telegraphendrähte des tierischen Körpers, indem sie mit großer Schnelligkeit die Eindrücke, für welche sie empfänglich sind, entweder von der Peripherie, der

äußeren Umgebung des Körpers nach den Centralorganen, dem Gehirn oder dem Rückenmark, oder von diesen nach der Peripherie fortpflanzen.

Diejenigen Nerven, welche die ersterwähnte Aufgabe der sogenannten centripetalen (die Centralorgane aufsuchenden) Leitung haben, werden sensitive Nerven oder Empfindungsnerven genannt, indes die andern, welche centrifugal leiten, d. h. von dem Centralorgane hinweg, motorische oder Bewegungsnerven heißen.

Nur die sensitiven Nerven vermitteln oder erzeugen das Schmerzgefühl im Falle der Erregung durch äußere oder innere Eindrücke, die motorischen Nerven veranlassen dagegen nur, wenn sie erregt werden, Zusammenziehen des mit ihnen verbundenen Muskels.

* * *

Zur Ernährung aller Teile des menschlichen Körpers dient das Blut.

Dasselbe wird mittels eines in der Brusthöhle gelegenen Pumpwerks, das Herz genannt, durch die tausendfältige Verzweigung der auch Adern genannten Blutgefäße überallhin im Körper getrieben.

Solange das Blut in den Adern des lebenden Körpers in Bewegung ist oder aus der geöffneten Ader herausspritzt, zeigt es sich als eine etwas zähe und klebrige Flüssigkeit von roter Farbe und einer Temperatur von etwa $37\frac{1}{2}^{\circ}$ Celsius. Es ist selbst in dünnen Schichten undurchsichtig, riecht fade und schmeckt schwach salzig.

Da das Blut die Ernährungsflüssigkeit des Körpers ist, so leuchtet ohne weiteres ein, daß es aus denselben Bestandteilen besteht, wie dieser, nämlich hauptsächlich aus Wasser, dann aus Eiweißstoffen, Fetten und Fettsäuren, Traubenzucker, Eisen, Farbstoffen und Salzen, insbesondere Kochsalz (Chlornatrium), kohlensaurem Natron und Kalisalzen; ferner enthält es an Gasen Sauerstoff, Stickstoff und Kohlenäure.

Von Formbestandteilen unterscheidet man im Blute zwei von einander völlig verschiedene: die Blutkörperchen oder Blutzellen und die auch Plasma genannte Blutflüssigkeit.

Die Blutkörperchen sind entweder farbig, und zwar rot, oder farblos, weiß. Die roten Blutkörperchen sind die bei weitem zahlreicheren; an Gestalt sind sie runde, elastische Scheibchen von etwa 0,007 Millimeter im Durchmesser. Sie sind also so klein, daß sich in einem kleinen Bluttröpfchen ihrer mehrere Millionen vorfinden. Bei den verschiedenen Tieren sind die roten Blutkörperchen in einer mittels des Mikroskops wahrnehmbaren Weise verschieden groß und gestaltet. Während sie beim Menschen, wie auch bei den meisten übrigen Säugetieren, etwa 500mal vergrößert, als schwach gelbliche, in der Mitte etwas vertiefte kreisrunde Scheiben mit ein wenig dickerem Rande erscheinen, erweisen sie sich bei den Vögeln als länglich oval und in der Mitte verdickt.

Läßt man das Blut aus der Ader oder stockt der Kreislauf im Körper, so legen sich die Blutkörperchen mit ihrer flachen Seite so zusammen, daß sie kleine, ungefähr wie Geldrollen aussehende Säulen bilden.

Die physiologische Tätigkeit der roten Blutkörperchen besteht darin, daß sie den durch die Lunge der atmosphärischen Luft entnommenen Sauerstoff all' den verschiedenen Organen des tierischen Körpers zuführen, indem ihr Farbstoff, das Hämoglobin, den Sauerstoff in der Lunge chemisch aufnimmt und während des Kreislaufs an die Gewebe des Körpers zur Oxydation (Verbrennung) derselben abgibt.

Zwischen den unzähligen roten Blutkörperchen treiben sich in sehr viel geringerer Menge, etwa im Verhältnis von 1:150 bis 500, größere farblose Kügelchen umher, die aus einer sehr

zarten durchsichtigen Hülle und einer Körnermasse bestehen und im kreisenden Blute lebhafteste Bewegung zeigen und mannichfache Gestaltveränderungen erleiden; diese werden Lymphkörperchen genannt.

Die Blutkörperchen sammt den Lymphkörperchen schwimmen in dem Plasma, das sich als eine klare, durchsichtige farblose und klebrige Flüssigkeit darstellt. Im Plasma befinden sich je nach dem, was die Blutmasse aufnimmt, sehr verschiedene Stoffe gelöst vor; reichlich vorhanden ist stets Eiweiß, welches der Blutflüssigkeit die klebrige Beschaffenheit gibt. Desgleichen ist stets Faserstoff vorhanden, der im lebenden Blute in zwei neben einander bestehenden Eiweißstoffen, der gerinnungsfähigen, fibrinoplastischen, und der gerinnungserregenden, fibrinogenen Substanz, aufgelöst vorhanden ist, aber rasch gerinnt, wenn das Blut aus der Ader gelassen wird oder innerhalb derselben in einige Zeit anhaltende Stockung gerät.

Die Gerinnung geschieht so, daß sich das Blut allmählich in zwei durchaus verschiedene Bestandteile scheidet; nämlich in eine gelbliche Flüssigkeit, das Blutwasser oder Serum, welches in viel Wasser den Eiweißstoff und die Blutsalze aufgelöst enthält, und in ein rotes halbfestes Gerinnsel, den Blutkuchen, Plazenta oder Cruor, welches mit dem vorher gelösten Faserstoffe auch die von jenem eingeschlossenen und festgehaltenen Blutkörperchen enthält.

Ueber die Mengenverhältnisse der verschiedenen Bestandteile des menschlichen Blutes sagt Carl Vogt in seinen physiologischen Vorträgen folgendes:

„In 1000 Teilen Venenblut“ — das ist das Blut der von der Körperperipherie nach dem Herzen führenden, Venen genannten Adern — „eines gesunden Mannes von 25 Jahren finden sich dem Gewichte nach 513 Teile, also mehr als die Hälfte Blutkörperchen, welche ihrerseits wieder eine bedeutende Menge Wasser, nämlich 350 Teile enthalten; so daß demnach die in der angegebenen Blutmenge aufgeschwemmten Körperchen nur aus 163 Teilen fester Substanz gebildet sind. Diese feste Substanz besteht ihrer größten Masse nach aus einem in Wasser löslichen eiweißartigen Körper, der mit dem Eiweißstoffe der Krystallinsen des Auges identisch scheint und Globulin oder Krystallin genannt wurde. Dieser Stoff, der 1,1 Prozent Schwefel, aber keinen Phosphor enthält, findet sich nur in den Blutkörperchen, und seine absolute Menge beträgt auf 1000 Teile Blut etwa 152. Mit ihm ist in innigster Verbindung der rote Farbstoff des Blutes, das Blutrot oder Hämatin, dessen Menge man auf 7,7 auf 1000 Teile Blut anschlagen kann und der namentlich dadurch merkwürdig ist, daß er die einzige Substanz des Körpers ist, welche Eisen in ziemlich bedeutender Menge enthält. Dieses Eisen ist ein notwendiger Bestandteil der Blutkörperchen. Die Bleichsucht beruht wesentlich auf dem Mangel dieses Metalles und wird durch seine Einführung in das Blut geheilt. Außer dem Eisen enthalten die Blutkörperchen noch von unorganischen Substanzen besonders Chlorcalcium und phosphorsaure Salze, worunter besonders phosphorsaures Kali und Natron, sowie kohlensaures Natron, die sich in der Asche wiederfinden.“

„Die absolute Menge des Faserstoffs in 1000 Teilen Blut beträgt nicht mehr als 3,93 oder in runder Summe 4 Teile, während der Eiweißgehalt im Durchschnitt 40 Teile beträgt. Außerdem sind in dem Serum noch etwa 4 Teile verschiedener Salze aufgelöst, die zu mehr als der Hälfte aus Kochsalz, dann aber wesentlich aus kohlensaurem Natron und phosphorsauren und salzsauren Salzen bestehen.“

Das System der Blutgefäße bei allen Wirbeltieren ist ein in sich zusammenhängendes Röhrenwerk, in dem die Zirkulation des Blutes von einem Muskel unterhalten wird, der die Arbeit einer Pumpe verrichtet.

Dieser Muskel, das schon oben erwähnte Herz, ist das Zentralorgan des Gefäßsystems, dem die Aufgabe zufällt, das aus dem Körper, insbesondere den Atmungsorganen kommende Blut aufzunehmen und es in den Körper und durch diesen hindurch in die Respirationswerkzeuge zurückzuführen.

Von dem Herzen gehen aus und in dasselbe münden elastische Röhren, welche, soweit sie das Blut von ihm fortleiten, Arterien (Pulsadern, Schlagadern) genannt werden, sofern sie zur Zurückführung des Blutes ins Herz dienen, Venen (Blutadern) heißen.

Die Arterien sowohl als die Venen verzweigen und komplizieren sich an gewissen Stellen des Körpers zu Gefäßgeslechtern und Gefäßknäueln (auch Gefäßplexus, Wundernetze, Glomeruli genannt), und sie — die Arterien und die Venen — gehen, nach vielfacher Verästelung und Verzweigung durch alle Teile des Körpers hindurch, in einander über vermittelt sogenannter Capillaren, Haargefäße, d. s. Netze und Schlingen feinsten Röhren.

Die Gestalt des Herzens ist unregelmäßig kugelförmig. Als ein nach unten zugespitzter Beutel liegt es in der Mitte der Brusthöhle zwischen den Lungenflügeln und auf dem Zwerchfell, jedoch mit einem größeren Teile seiner Länge in der linken Hälfte der Brusthöhle, und zwar so, daß sich etwa $\frac{2}{3}$ seines Volumens in der rechten, $\frac{1}{3}$ in der linken Hälfte befinden. Seine Größe gleicht ungefähr der der Faust des Individuums, im jugendlichen Alter ist es ein wenig größer; sein Gewicht beträgt durchschnittlich beim Manne 11 Unzen oder 22 alte Lot, beim Weibe 9 Unzen oder 18 Lot.

Umgeschlossen und festgehalten wird das Herz von einem häutigen Sack, dem Herzbeutel (pericardium), der etwas weiter als das Herz selbst und mit einer schlüpfrigen Haut ausgekleidet ist.

Die Höhlung des Herzens ist durch eine senkrechte Scheidewand (septum cordis) in eine rechte vordere und eine linke hintere Abteilung getrennt, von denen die erstere als das rechte oder Lungenherz, die andere als das linke oder Aortenherz bezeichnet wird.

Zwischen Lungen- und Aortenherz besteht keinerlei Verbindung, dagegen sind die wagerechten Querscheidewände, welche jede der Herzenhälften in eine Herzkammer (ventriculus cordis) und einen Vorhof oder eine Vorkammer (atrium cordis) trennt, mit einander durch weite Oeffnungen, die sogenannten Atrioventrikularöffnungen, verbunden.

Jeder der Vorhöfe besteht aus einem weiteren Schlauch (sinus) und einer engeren, zipfelförmigen Verlängerung, welche das Herzhör (auricula) genannt wird.

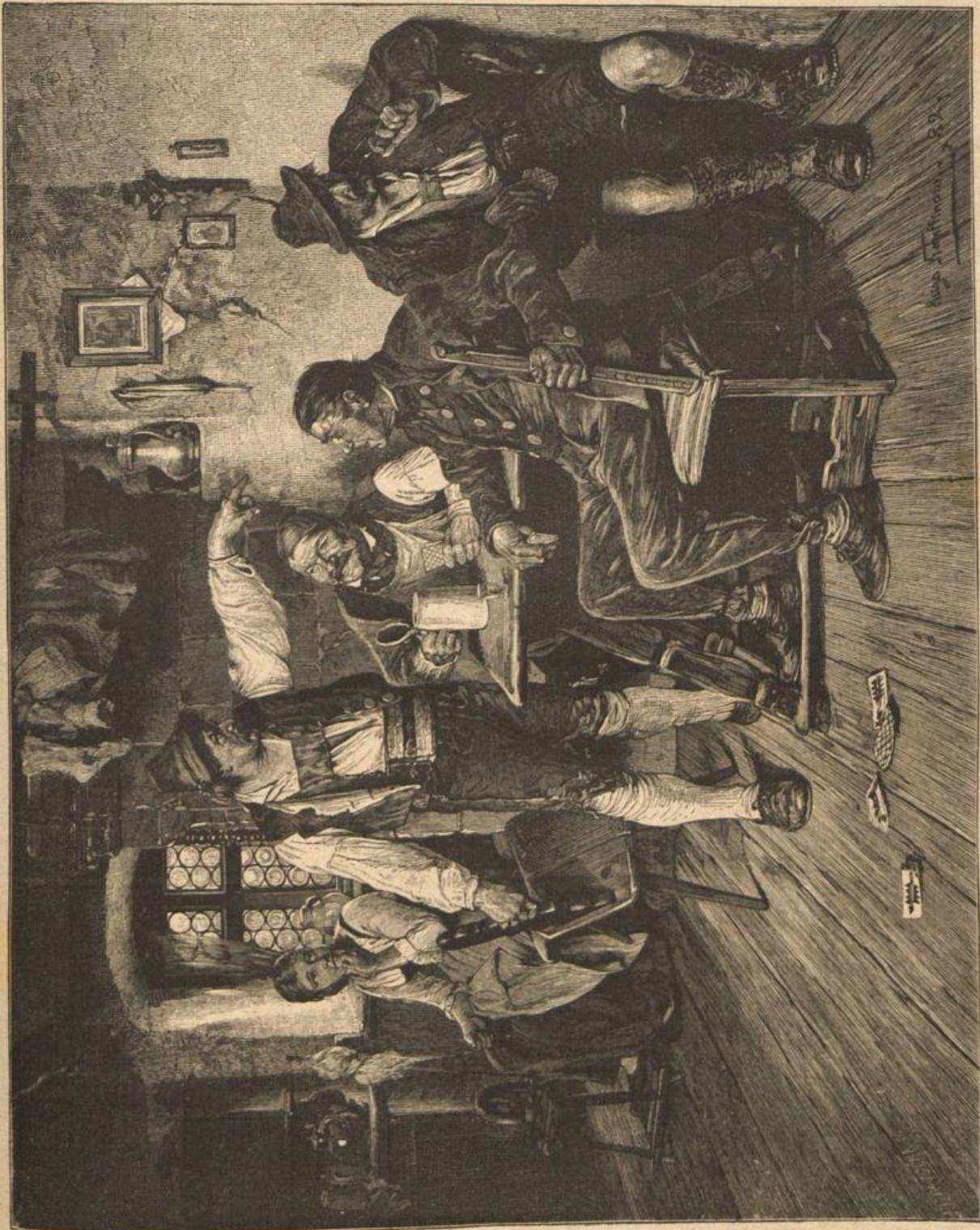
Die Wände der Atrien sind beträchtlich dünner, als die der Ventrikel; erstere bedürfen so starker Wände nicht und kommen mit viel geringerer Entwicklung von Muskelkraft aus, weil sie das in sie durch die Venen einströmende Blut durch ihre Zusammziehung nur in die benachbarten Kammern zu treiben haben, während diese ohne eine erhebliche Kraftleistung nicht auskommen würden, da sie das gesammte Blut durch das enge Röhrenwerk der Arterien in alle, auch die entlegensten Teile des Körpers zu treiben bestimmt sind.

Was die Aufnahmefähigkeit der Herzhöhlung im ausgedehnten Zustande anbetrifft, so beträgt dieselbe 27 bis 41 Kubitzoll und im Durchschnitt 32 Kubitzoll. Die vier Abteilungen des Herzens sind gleich geräumig, jede kann im Mittel 8 Kubitzoll oder 11 Altlot Blut fassen.

Im lebenden Körper wechselt unaufhörlich Ausdehnung und Zusammenziehung des Herzens miteinander ab. Im Zustande der Ausdehnung (Diastole) der Vorhöfe und Herzkammern strömt das Blut durch die Lungenvenen (Fig. 5 d) und die oberen und unteren Hohlvenen (e und h) in die Vorhöfe und aus diesen in die Kammern, deren Oeffnungen in die Schlagadern (ostia arteriosa) während der Diastole durch Klappen, die sogenannten Semilunars- oder Halbmondklappen (valvulae semilunares) geschlossen sind. Darauf ziehen sich die Vorhöfe zusammen und treiben dadurch noch mehr Blut in die Ventrikel, die sich nun auch zu kontrahieren beginnen. Dabei werden durch das Blut selbst die in die Kammern während der Diastole hineinhängenden Klappen an den Atrioventrikularöffnungen, d. s. die Oeffnungen, welche die Vorhöfe (Atria) mit den Kammern (Ventriculi) verbinden, geschlossen. Diese Klappen heißen Valvula tricuspidalis (die dreizipflige) und Valvula mitralis (Bischofsklappe oder die zweizipflige).

Sie schließen die Oeffnungen der Kammern in die Vorhöfe so fest, daß kein Tropfen Blutes in die letzteren während der Systole zurückkann. Dagegen öffnen sich nun die Semilunarklappen und das Blut wird in die Arterien, die große Körperschlagader oder Aorta (a) und die Lungenschlagader (b) hineingepreßt.

Die Systole dauert nur etwa den vierten bis den dritten Teil der Zeit, welche die Diastole in Anspruch nimmt, und beide in Verbindung mit einer kurzen Ruhepause zwischenne bilden je einen Herzschlag, deren man bei gesunden männlichen Erwachsenen in der Minute 60 bis 80 zählt, während bei



Ein Streit bei 'Faust's Bitter Lesson'. Nach dem Gemälde von Hugo Kauffmann. (Seite 51.)

Frauen und Kindern etwas mehr, bei Greisen und schwachen Personen etwas weniger Herzschläge zu beobachten sind. Der Herzschlag macht sich nach außen hin dadurch vernehmbar, daß sich das Herz während der Systole hebt und mit seiner Spitze die innere Wand des Brustkastens in der Gegend der fünften und sechsten linken Rippe erschüttert. Dabei werden rasch auf-

einander folgende Schläge hörbar, von denen der erste Herzton von der Zusammenziehung der Herzkammern und der Bewegung der Atrioventrikularklappen herrührt, indes der andere das Rückstoßen des Blutes in den Arterien gegen die Semilunarklappen bezeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bart.

Humoreske von D. S.

Ich kannte einen reichen Privatier, der sich jahrelang mit der Lösung der Frage abquälte: Warum haben die Weiber keine Bärte? Wenn ihn der Apatius recht beim Schopf hatte, wurden Leute, die er für „Studirte“ hielt, mit dieser Frage förmlich von ihm angefallen und wohl oder übel mußte man ihm Rede stehen. Die ihn nicht kannten, kamen leicht auf die Vermutung, dem Fragesteller sei eine Schraube im oberen Stockwerk losgegangen, und sie hielten ihn zum besten und foppten ihn. Oberflächlich, wie die Menschen einmal sind, pflegt nur der Schmerz ihr Mitleid zu erwecken, wogegen die Schwäche, physische, intellektuelle oder moralische, entweder ihre Lachmuskeln kitzelt oder ihren Zorn reizt. Sie lachen, wenn ein Kurzsichtiger über einen Schemel stolpert, und sind gewaltig entrüstet, wenn jemand eine Schurkerei begeht, während doch im Grunde beide zu bedauern sind, der letzte eben-
sogut wie der erste. Treffend schreibt einmal Ludwig Börne: „Du sagst: Ich verabscheue jenen Menschen, er ist schlecht. Nein, er ist krank. Gewährst du nicht dem Kranken deine größte Sorgfalt und sind nicht die Krankheiten des Herzens die gefährlichsten?“ Dieser schöne Gedanke will aber dem Philister ebensowenig einleuchten, wie das ächt humane und freisinnige Diktum des Weisen von Nazaret: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.“ Ja, wir sind alle Sünder und ermangeln des Ruhms; moralische und intellektuelle Sünder. Wer hätte nicht schon über ähnliche Probleme gegrübelt wie unser Bartsphilosoph? Haben nicht die Theologen ganze Kohlen angefüllt mit der Untersuchung von Fragen, die kein bishen mehr oder weniger Berechtigung haben, als die Frage: Warum haben die Weiber keine Bärte?

Und das soll eine Humoreske sein? Geduld, lieber Leser, und noch liebere Leserin, mein Artikel soll dem Schlaraffenland gleichen, zu dessen Herrlichkeiten man erst gelangt, wenn man sich durch eine Mauer von Reißbrett hindurchgeschlagen hat, oder auch einem Strauß'schen Walzer, der gewöhnlich mit einer feierlichen, choralartigen Einleitung beginnt, und dann auf einmal zum lustigen Tanz sich verwandelt, sodas ein solcher mich immer an die gespenstlichen Kommen im „Robert der Teufel“ erinnert, welche plötzlich ihre Kutten abwerfen und als leichtfertige Balletmädchen sich entpuppen. Aber, o weh, da habe ich mich schon vergaloppirt; ich verspreche goldene Berge, Herrlichkeiten à la Schlaraffenland, und weiß noch gar nicht, ob die — wie heißt nur gleich die Muse, in deren Ressort der Humor gehört? Nun, sagen wir schlechtweg Muse; seit den Tagen Homers will ja nicht nur jeder gute und schlechte Poet, sondern jeder, auch der geistesärmlichste Federfuchser, mit dieser edlen Dame in vertraulichem Umgang stehen und ihr die Mutterschaft seiner Kinder, selbst der gräulichsten Wechselbälge, aufbürden. Ich wollte also sagen, ich weiß noch gar nicht, ob mich die Muse mit soviel Humor inspirieren wird, das ich den hochgepannten Erwartungen der Leser nur halbwegs gerecht werde. Lauriger Horatius, quam dixisti verum! Kluger Horaz, wie recht hattest du, deine Kollegen zu warnen, sie sollen im Eingang den Mund nicht zu voll nehmen:

Auch nicht fange du an, wie einstens der hylische Dichter:

„Priamos' Loos und den Krieg, den gefeierten, will ich besingen“: Was kann bringen der Mann entsprechend so stolzer Verbeißung? Berge kreisen: Zur Welt kommt nur ein possierliches Mäuslein*), Wieviel richtiger der, der niemals wider den Takt fehlt**):

„Kenne mir, Muse, den Mann, der nach Troja's endlichem Falle Städte und Sitten und Art von vielerlei Menschen gesehn hat.“ Nicht aus Feuer den Rauch, nein, Licht aus Rauch zu entwideln. Sinn er und führt alsdann uns glänzende Wunder vor Augen.

Als unser Bartsphilosoph auch mir einmal die Pistole seiner Frage auf die Brust setzte, fiel mir folgende talmudische Sage ein: Der berühmte Phariseer Hillel hatte sich eine so große Sanftmut anstoifert, das Hillels Geduld noch heute bei den Juden sprichwörtlich ist. Jemand, der davon hörte, wettete 400 Goldstücke, er werde Hillel dahin bringen, das ihm endlich — mit Heine zu reden — die Knöpfe reihen an der Hofe der Geduld. Am Freitag Abend, als der Geduldskünstler eben im Bade war, um sich für den mit Einbruch der Nacht beginnenden Sabbat würdig zu rüsten, klopfte am Badelabinet. Hillel! Wo ist Hillel? ruft eine rauhe Stimme barsch. Hillel steigt rasch aus dem Bade, hüllt sich in seinen Mantel, öffnet die Türe und spricht mit einer Gelassenheit, die einen Wüterich entwarfnet hätte: „Hier bin ich. Was willst du, mein Sohn?“ „Ich habe eine wichtige Frage zu stellen.“ „Frage nur, mein Sohn.“ „Warum haben die Babylonier platte Köpfe?“ „Allerdings eine sehr wichtige Frage,“ verzett Hillel ernst. „Ich denke, weil sie ungeschickte Hebammen haben.“ Jener entfernt sich, ohne zu danken, und Hillel steigt wieder ins Bad. Raum ist er drin, da klopfte und ruft wieder, und derselbe Dialog entspinnt sich wiederum wie vorher, nur das diesmal die Frage lautet: „Warum haben die Palmyraner trübe Augen?“ Hillel, der auch diese Frage für eine wichtige erklärt, antwortet: „Weil sie in der Sandwüste wohnen.“ Der Fragesteller entfernt sich abermals und kommt nach kurzer Zeit wieder. „Warum,“ fragt er den zum drittenmal im Bade gestörten

Hillel, „haben die Afrikaner breite Füße?“ „Wieder eine sehr wichtige Frage,“ lautet die mit unerschüttertem Gleichmut gegebene Antwort: „Weil sie in sumpfigen Gegenden wohnen.“ „Ich hätte noch eine Menge Fragen, aber ich fürchte, du könntest böse werden,“ fährt jener fort. Hillel setzt sich nieder und sagt: „Mein Sohn, frage nur, so viel dir beliebt.“ „Also du bist der Mann, den man das Oberhaupt der Schule nennt?“ „Der bin ich.“ Dann wünsche ich, das es nicht viel deinesgleichen geben möchte.“ „Warum, mein Sohn?“ „Weil ich wegen deiner verdammten Geduld 400 Goldgulden verliere.“ „Das tut mir leid, mein Sohn; aber alles Geld in der Welt wird das Gleichgewicht meiner Seele nicht stören können.“

Eingedenk dieser Sage antwortete auch ich, obgleich sonst kein Hillel: Eine sehr wichtige Frage, mein Herr, die wir am besten beim Glase lösen, denn in vino veritas (Im Wein ist die Wahrheit). Ihre Frage, hub ich an, nachdem wir angestochen, ist eigentlich nicht ganz neu. Schon der Volkswitz beantwortet sie dahin, weil die Weiber zum Raifiren den Mund nicht halten können. Ich kann mich jedoch mit dieser Erklärung nicht befrenden, denn sie ist mir zu ungalant. Zwar etwas Wahres muß daran sein, wenn man den Weibern eine so unbezwingliche Redseligkeit zuschreibt, da ähnliches sogar einmal von einem Pfarrer behauptet wurde. Derselbe hatte eine Kapuzinade gegen das weibliche Geschlecht losgelassen und sich schließlich in seinem homiletischen Eifer zu der Aeußerung hinreißend lassen: Die Weiber können nicht in den Himmel kommen. Das wollten sich seine Zuhörerinnen nicht gefallen lassen, und sie verklagten ihn beim Konfistorium. Ich will es aus der Bibel beweisen, verantwortete sich der angeschwartzte Schwarzrod. Es steht geschrieben in der Apokalypse: Und ich, Johannes, sah, und es war eine Stille im Himmel eine halbe Stunde lang. Nun, wenn Weiber im Himmel wären, so wäre eine halbe Stunde Stille die reinste Unmöglichkeit. Das Konfistorium fand diesen Beweis unwiderleglich und sprach den Angeklagten frei. Ich könnte noch manche andere Gewährsmänner nennen, z. B. Jean Paul, der einmal äußerte: „Wenn die Frauen Offiziere werden könnten und den Soldaten „Halt!“ kommandiren sollten, so würden sie es etwa folgendermaßen tun: „Ihr Soldaten alle, jetzt paßt auf, ich befehle euch, daß ihr, sobald ich gesprochen habe, still steht, jeder auf dem Fleck, wo er eben steht. Versteht ihr mich?“ „Halt!“ sage ich euch allen.“ Dafür wurde der Spötter mit folgender Zuschrift einer Amerikanerin belohnt: „Mr. Jean, ich kann Ihnen nur sagen, es war ein unglücklicher Tag, als Sie diesen Satz niederschrieben. Mögen Sie dafür einsam, ohne ein liebendes Weib an der Hand zu halten, durchs Leben stolpern. Mögen Ihre Knöpfe stets loder, Ihre Bänder verknüpft und Ihre Strümpfe zerrissen sein! Mögen ihre Stiefel voll Hühneraugen, Ihr Rasierwasser immer kalt und Ihr Messer stumpf sein! Möge Ihr Haar allezeit wir emporstehen und Ihr Halsstragen sich lappig niederlegen! Möge Ihr Kinnbart gleich den Stacheln eines Schweines, Ihr Badenbart dünn gelat und Ihr Schnurrbart auf die verkehrte Seite gedreht sein! Möge Ihr Kaffee salzig, Ihre Suppe angebrannt und Ihr Tee wässrig sein! Mögen Sie vom Paradies träumen, und in der Hölle erwachen! Und mögen Sie mit einer nimmer ruhenden Sehnsucht nach Liebe im Herzen als ein elender, zerlumpter, ruheloser, lächerlicher, trüb- und armpfeller alter Junggeselle durch das Dasein kriechen! Amen!“ In dessen gibt es auch Weibmänner, bei welchen nicht die Goldwährung des Schweigens, sondern die Silberwährung des Redens beständig herrscht, und dennoch sind solche mitunter mit mächtigen Bärten ausgestattet. Wir müssen uns also nach anderen Gründen umschauen, wozu es nötig sein wird, den philosophischen Gaul aufzukäumen (oder sagen wir besser Esel?).

Es gibt zweierlei Weltanschauungen, die kausale und die teleologische, welche letztere nicht selten mit der teleologischen verwechselt wird, was gar nicht ohne ist, da im Grunde beides auf eins hinausläuft*), denn in der Regel sind die Teleologen teleologisch gesinnt und die Teleologen teleologisch. Die Philologen haben den Grundfatz, das von zwei verschiedenen Lesarten in einem alten Werk die unwahrscheinlichere die wahrscheinlichere, d. h. die richtige sei, und die Menschen im allgemeinen tun es ihnen nach, indem sie von verschiedenen Ansichten gewöhnlich die dümmste annehmen. Man kann darauf wetten, sagt Chamfort, das jede weit verbreitete Ansicht, jede allgemein angenommene Vorstellung eine Dummheit ist, eben weil sie von den meisten zugegeben wird. Welche von den beiden gedachten Weltanschauungen ist nun die klügste? Man sollte meinen, die teleologische. Denn ist nicht die Welt in der That überall ein wahres Muster von zweckmäßiger Einrichtung? Die Fliegen sind da, um von den Spinnen aufgefressen zu werden, und die Spinnen, um die Fliegen zu fressen. Der Sperber nährt sich vom Spagen, der Habicht vom Sperber, der Adler vom Habicht, der Mensch aber erlegt den Adler. Die Menschen selbst schießen einander tot, um das Bevölkerungsgleichgewicht wieder herzustellen, wenn es gestört ist (und wenn es das nicht ist, geschieht es als Vorübung), und das staltliche Heer von Krankheiten und Seuchen, sowie Erdbeben, Schiffsuntergänge u. dergl. kommen ihnen dabei zuhülfe. Der Hagel ist da, damit die Hagelversicherungsgesellschaften Geschäfte machen, und die Feuersbrünste, damit die Feuerversicherungsagenten nicht verhungern. Die Natur erzeugt täglich tausende von Leben und mordet sie wieder oder läßt sie gegenseitig sich aufreiben, damit — nun wir Menschen können nicht

*) Oder wie ein neuester Uebersetzer das parturiant montes, nascitur ridiculus mus hübsch wiedergibt: Berge kreisen, und schau, es kommt die späßhafte Maus raus.
**) Homer.

*) Telos = Zweck, Theos = Gott. Nach der teleologischen Weltbetrachtung ist alles in der Welt zweckmäßig eingerichtet. Nach der kausalen ist alles lediglich als Wirkung von Ursachen zu erklären.

überall die weise Absicht der Vorsehung durchschauen, deswegen ist eben doch alles sehr weise und sehr zweckmäßig eingerichtet, denn die Gottesgelahrten schreiben es von tausend Kanzeln, und da muß es wahr sein, und jener Handwerksburche, der, halb verschmachtend vor Hunger, Durst und Hitze, auf der Landstraße dem Gottesmann, der ihm vorjalbaderte, wie bewundernswürdig der Schöpfer sei, der nur sechs Tage zur Erschaffung der Welt gebraucht habe, die Antwort gab: „Ja, sie ist auch darnach.“ hätte eigentlich den Galgen verdient. Ja, die Welt ist merkwürdig zweckmäßig eingerichtet, und ich kann so wenig begreifen, wie manche sog. Denker das bestreiten mögen, so wenig Oberamtmann Emele von Haigerloch*) begreifen kann, wie es eine soziale Frage geben mag, da doch die sozialen Verhältnisse überall so wunderbar harmonieren und klappen, wenigstens durch die oberamtännliche Brille. — Aber der Bart, warum haben die Weiber keine Bärte? Der beste Weg zur Lösung wird sein, wenn wir die Frage umkehren: Warum haben die Männer Bärte? Ich antworte: Zur Fierde und Schönheit. Der Bart ist der Rahmen für das Gesicht und verleiht ihm erst ein rechtes Relief. Doch der Einwand liegt auf der Hand: Hätten alsdann die Weiber, als das schöne Geschlecht, nicht noch viel mehr Anspruch auf den Bart? Oder sollte jener Philosoph, ich glaube es war kein geringerer als Aristoteles, Recht haben, der behauptete, die Männer seien eigentlich das schöne Geschlecht? Die Natur, so führt er aus, wollte bei der Schöpfung das Vollkommenste schaffen: den männlichen Menschen. Sie nahm immer einen größeren Anlauf, näherte sich diesem ihrem Ideal immer mehr, indem sie die Stufenreihe der verschiedenen Geschöpfe hervorbrachte. Die letzte Vorstufe ist der weibliche Mensch, und erst als sie diesen zustande gebracht hatte, gelang ihr der männliche. Somit wäre das Weib der „vergeratene“ Mann, wie man in Schwaben statt „miseraten“ sagt. Ob dieser Philosoph verheiratet war, weiß ich nicht; wahrscheinlich war ers. Ebenso wahrscheinlich ist aber, daß seine Frau sein Manuskript nicht lesen konnte. Man kann aber auch umgekehrt behaupten, der Bart sei noch ein Ueberrest des tierischen Felses; der Mann steht mit dem Bart noch stückweise im Tierreich, aus dem sich das bartlose Weib bereits ganz herausentwickelt hat. Sonach wäre die Frau der Mann in verbesserter Auflage, und wir hätten zu den Frauen, als zu höheren Wesen im eigentlichen Sinn emporzuklimmen. Da nun von diesen beiden Ansichten die eine ebenso berechtigt ist als die andere, so heben sie sich einander auf, wie zwei ungleichnamige Elektrizitäten. — Warum haben die Männer Bärte und die Weiber nicht? Haben doch die Geisen Bärte, sogut wie ihre Männer, die Böde. Sollte vielleicht mit dem Bart der Stempel der Würde aufgeprägt werden, wollte die Natur den Mann mit der Barthieroglyphe als Eheberrn kennzeichnen, dann hätte sie vielleicht klüger getan, wenn sie ihm statt des Bartes Hörner verleiht hätte; hat sie doch ohnehin eine Menge Ehemänner mit solchen bedacht. Wie mancher Ehemann wäre dadurch imstande gewesen, die von seiner schwächeren und doch stärkeren Hälfte ihm entwundene Autorität zu behaupten. Und was die ästhetische Seite betrifft, so denke man nur an den gehörnten Bacchus der Antike, oder an den Moses von Michelangelo, und man wird bekennen müssen, daß solche dem Mann vortrefflich zu Gesicht stehen. Welch eine prächtige Figur macht auch der gehörnte Falstaff am Schluß der „lustigen Weiber von Windsor“, trotz seines ungeheuren Wanstes. Wie effektiv wäre doch eine Situation, wo ein aufgebrachteter Ehemann seiner feindlichen Lebensgefährtin mit seinen Hörnern zu Leib rückt? Biewiele Duelle könnten, statt mit krummen Säbeln, Pistolen u. s. f., mit den Hörnern ausgefochten werden? Auch bei hüzigen Debatten in Parlamenten z. B. würden Hörner wesentliche Dienste leisten. Wir müssen also wieder einen anderen Grund suchen, warum die Weiber bartlos geblieben, beziehungsweise warum die Männer Bärte haben. Heureka! (Ich habe gefunden!) rufe ich mit Pythagoras. Der Bart ist da, damit die Barbier zu leben haben; aber nur das starke Geschlecht wurde mit dieser Bürde behaftet; das schwache hat die Natur davon emanzipiert, weil es ohnehin mit physiologischen Prozessen behaftet ist, um die es kein Mann beneidet. Hat doch sogar ein scharfsinniger Mytholog in der Prometheus Sage eine Allegorie der zur Qual des Raubtierens verdammten Männerwelt erblickt. Der Fels, an welchen der Titan geschmiedet ist, ist der Nasirschmel; die alle Tage aufs neue wachsende Leber aber bedeutet den Bart, welchen der Geier, der Barbier, allmorgendlich wieder abmäht. Wie man doch so lange mit der Stange im Nebel herumtappen und einen Gedanken, so einfach wie das Ei des Kolumbus, so schwer finden mag! Pythagoras opferte den Göttern eine Gekatombe von hundert Ochsen, als er seinen berühmten Lehrsatz, den Schreden aller Tertianer, gefunden hatte, seit welcher Zeit, nach Börne, alle Ochsen zittern, so oft eine neue Wahrheit entdekt wird. So splendid kann ich gegen die Götter nicht sein, dafür gelobe ich ihnen zu Ehren eine Libation von hundert Flaschen des nächsten guten Jahrgangs. Der Bart ist da, damit die Barbier zu leben haben; damit bestreiten wir das Kapitel des Barb- oder Rasierens, und die Frage: Soll man den Bart stehen lassen oder nicht, wäre verneinend entschieden. Jeder stehende Bart ist sonach ein Raub am Barbiergewerbe. Hiemit stimmt auch der Vestibellier Lemke überein, welcher bemerkt, daß der das untere Gesicht verhüllende Bart den physiognomischen Ausdruck beeinträchtigt, dem Sprechenden der Züge schadet. Die feinen Regungen auf den Wangen und um den Mund gehen durch ihn verloren, das für den Ausdruck so wichtige Rinn wird ganz verdeckt. Ein geschworener Feind der Bärte ist auch der ultra-

montane Polykribiaz Alban Stolz, und man kann ihm in der Tat nicht Unrecht geben, wenn man bedenkt, daß oft der unbedeutendste Wicht durch den Bart einen Gesichtsausdruck erhält, der mit seiner Persönlichkeit in schreiendstem Widerspruch steht. Die Barbier haben darum vollkommen recht, wenn sie sich fühlen, und es war nur ein schuldiger Tribut der Poesie und Musik, daß sie die edle Kunst der Barbierie in der gelungenen Figur des „Figaro“ durch Beaumarchais' beide Lustspiele: „Der Barbier von Sevilla“ und „Die Hochzeit des Figaro“, wie durch Mozarts und Rossini's gleichnamige Opern verherrlichten. Veinake wäre sogar Napoleon I. unter dem Beinamen „Barbier von Sevilla“ auf die Nachwelt gekommen. Bei der Einnahme Sevilla's äußerte er zu seinem Marschall: „Ich werde die Stadt rasieren lassen.“ „Das werden Sie nicht tun, Sir,“ erwiderte der Angeredete, „man würde sonst sagen, Sie seien der Barbier von Sevilla,“ worauf das Vorhaben unterblieb. Indessen kann auch die gegenteilige Ansicht, welche den Bart ungeschoren lassen will, manches für sich anführen. Sie kann namentlich sagen, es sei ungalant gegen die Dame Natur, ihr Geschenk zu verachten und ihr vor die Füße zu werfen. Zwar müsse man sich alsdann auch konsequenterweise die Nägel wachsen lassen, wie weiland Rebutadnezar, der Selbstherrscher aller Babylonier, der sieben Jahre nichts als Gras gegessen hat. Offenbar war Seine Majestät der Erfinder des Vegetarianismus und ein Schwärmer für die unklutvirtue Natur à la Jean Jacques (warum soll nicht auch ein orientalischer König einen genialen Einfall haben können, da er doch in der Regel mehr Zeit dazu hat als andere Leute); die schon damals verjudete Presse aber, namentlich der Verfasser des feuilletonistischen Buches Daniel, verdrehte die Sache und stellte sie dar, als ob die babylonische Majestät zur Strafe für ihre antisemitischen Sünden sieben Jahre lang zur Bestie geworden wäre. Neulich fabelt ja auch der Talmud von einer Mücke, die in das Gehirn des amor ac deliciae generis humani*), des Zerstörers Jerusalems, getrocknet wäre, und so lang daran gepickt hätte, bis der arme Cäsar nicht einmal soviel Hirn mehr hatte, als ein altrömischer Kaiser vonnöten hatte, um leben zu können.

(Schluß folgt.)

Unsere Illustrationen.

Im Vorzimmer des Arztes. (Illustration S. 41.) Was dem armen Jungen mit dem verbundenen Gesicht fehlt, wissen wir nicht. Er kann Zahnschmerzen haben; es kann aber auch eine rheumatische Anschwellung seiner Wade sein. Jedenfalls sind seine Schmerzen nicht gering und die Mutter hat umsonst alle Hausmittelchen angewendet, um ihm zu helfen; die Schmerzen sind nur noch heftiger geworden. Da hat man sich denn entschlossen, nach der nahen Stadt — denn unser junger Patient ist der Sohn eines wohlhabenden Dorfbewohners — zu gehen und einen als geschickt bekannten „Herrn Doktor“ um Hilfe zu eruchen. Da sich der junge Georg noch nicht recht zu benehmen weiß, so wird seine Schwester Grete mitgeschickt, die eben konfirmirt worden ist und die man den „großen Leuten“ beizuzählen beginnt. Da sind sie nun im Vorzimmer des Arztes angelangt und warten, bis sie zu dem Herrn Doktor in sein Empfangszimmer gerufen werden. Der franke Georg sieht sich verwundert um, denn alles kommt ihm neu und ungewohnen prachtwoll vor. Namentlich der große Kaktadu zieht die ganze Aufmerksamkeit des Knaben auf sich; auf dem Dorfe bekommt er solch einen Vogel freilich nicht zu sehen. Ueber der Bewunderung des prachtwollen Gefieders des Vogels vergißt er auf einen Moment seine Schmerzen; hoffentlich kommt bald der Herr Doktor und verschafft ihm Linderung. Wir wünschen sie ihm von Herzen. W. B.

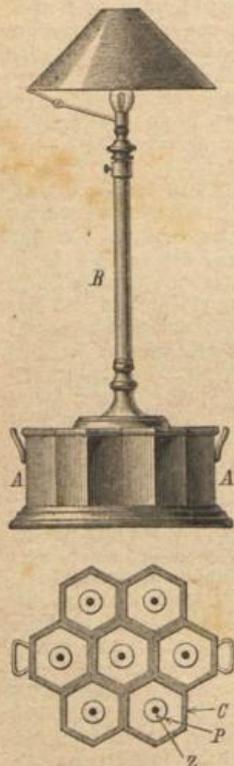
Streit bei Teufels Gebetbuch. (Illustration S. 49.) Das leidige Kartenspiel, das man „Teufels Gebetbuch“ nennt, — wie viel Unheil hat es nicht schon angerichtet. So auch in unserm Falle; ein heftiger Streit ist entstanden zwischen zwei baumlangen und baumstarken Polzhauern im oberbayerischen Gebirge. Beide sehen recht verwegen aus, und man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß sie beide nicht nur Holz schlagen, sondern auch Nachts zuweilen mit dem Stutzen ausziehen, um sich etwas zu schiefen von dem, „was da kreucht und fleucht“. Nun sind sie mit einander in Streit geraten; natürlich beschuldigen sie einander, betrogen zu haben. Das kann schon sein, und der eine hat wütend die Karten weggeworfen und den Stuhl erfahrt. Das ist nämlich die Haltung der Kampfbereitschaft; in solch einem Falle wird der Stuhl zu Boden geschmettert, daß ein Bein abspringt, und mit dieser improvisirten Waffe wird auf den Gegner losgedroschen. Die Schädel sind in jenen Gegenden vielfach sehr hart; vielleicht hat die Natur in ihrer bekannten „Zweckmäßigkeit“ dies so eingerichtet, damit der Schaden bei Schlägereien nicht gar so groß wird. Das Wirtstochterlein läßt ihr Spinnrad still stehen und blickt neugierig drein; sie ist wohl auch an solche Szenen gewöhnt. Der dicke gutmüthige Wirt sucht umsonst, zu versöhnen, indem er den Streitenden den vollen Maßtrug hinhält; der Bauer, der vorn am Tische sitzt, scheint zu wissen, daß eine Katastrophe nunmehr unvermeidlich ist, denn er sieht resignirt vor sich hin. In der Tat wird hier nicht gut Frieden

*) „Liebe und Bönne des Menschengeschlechts“ wurde Titus von Schmiedlern genannt. Er soll an jedem Abend eines Tages, an dem er keine gute Tat ausgeübt, gesagt haben: Den Tag hab' ich verloren (diom perdid).

*) Siehe dessen neueste Schrift.

zu stiften sein, denn der eine der Streitenden scheint furchtbar erregt zu sein, der andere in der Ede aber ist ein gar unheimlicher Gesell, der nicht leicht nachgibt, voll Tüde und Brutalität, einer von denen, die am Kirchweihabend zu sagen pflegen: „Mir is nit wohl; i hob no nit g'raaft!“ (Ich habe noch nicht gerauft.) Es wird also demnächst Hiebe fezen, und wer den härtesten Schädel hat, kommt am besten davon, denn kunstgerecht wird mit den Stuhlbeinen nicht gefochten. Und das alles um ein Kartenspiel! Nun, wir sind keine solchen Philister, daß wir, wie andere, das halbe Unheil der Menschheit aus dem Kartenspiel herleiten wollten; zweifellos ist aber, daß allzuvielen Kartenspielen eine versimpelnde Wirkung ausüben muß. Wie soll es in dem Gehirn eines Menschen aussehen, der einen halben Tag „Schafstopp“ oder „Sechszwanzig“ gespielt hat? Was die durch Kartenspiel erregten Streitigkeiten betrifft, so kann man sagen, daß bei jedem Spiel leicht Streitigkeiten entstehen; es kommt eben auf das Temperament der Spielenden an. Die oberbayerische ländliche und Gebirgsbevölkerung aber ist zu solchen Streitigkeiten ganz besonders veranlagt; sie sind außerordentlich häufig und der geringste Anlaß genügt, sie hervorzu- rufen. Die Messeraffären jener Gegend sind bekannt und berüchtigt, und kommen namentlich auf dem Tanzboden vor. Man mag diese besondern Eigenschaften jener Bevölkerung als Naturwüchsigkeiten auf- fassen und sagen, jede Kraft wolle sich austoben. Wir sehen nur nicht ein, daß das Austoben gerade in dieser rohen Weise geschehen muß; es gibt körperliche Übungen genug, bei denen der einzelne seine Kraft betätigen kann, ohne andere an der Gesundheit oder gar am Leben zu schädigen. W. B.

Eine elektrische Tischlampe ist schon lange der Wunsch vieler, die mit den Leistungen der gebräuchlichsten Beleuchtungsapparate nicht mehr zufrieden sind oder doch gern möglichst rasch mit den wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften unserer damit so segneten Zeit fort- schreiten wollen. Indessen war das Problem der Konstruktion einer solchen Lampe zwar in der Theorie leicht gelöst; man wußte sogar, wieviel ungefähr die elektrische Beleuchtung im Familienhaushalt pro Stunde und Kerzenstärke kosten würde, aber fand dennoch ein sehr wider- standskräftiges Hindernis immer noch an der Schwierigkeit, eine einfache und billige, ausschließlich für den Hausbedarf anwendbare Quelle der elektrischen Kraft herzustellen, also einen kleinen, leicht transportablen



Apparat, der die von der Lampe zu kon- sumierende Elektrizität selbsttätig erzeugt. Sowie heutzutage die Gasbeleuchtung eingerichtet ist, hätte man schon längst die elektrische Beleuch- tung in die Haushaltungen einführen können, aber dazu gehörten riesige, ungemein kost- spielige Anlagen, die am besten aus Gemeinde- oder Staatsmitteln, höchstens von sehr be- mittelten Privaten hätten geschaffen werden können. In Amerika ist man auch sogleich an die Ausführung solcher Etablissements zur Versorgung ganzer Städte mit Elektrizität gegangen und hat riesige, weitverzweigte Leitungsnetze hergestellt, welche überallhin, wo sie gebraucht wird, die wunderbare Kraft vermitteln. In Europa ist man langsamer mit der Ausführung solch gewaltiger Ein- richtungen. Und wir würden wahrscheinlich noch sehr lange auf das siegreiche Eindringen der elektrischen Beleuchtung in unsere Arbeits- oder Familienzimmer warten können, wenn nicht der nie rastende Erfindungsgeist die elektrische Lampe der Abhängigkeit von einer großen Zentralquelle der Elektrizität zu über- heben vermöchte. Versuche nach dieser Rich- tung hin sind viele schon gemacht worden, — mehr oder minder gelungene; zu den gelungensten scheint uns die durch beistehende Illustration dargestellte Lampe zu gehören, welche von J. Munro zu Croxdon in Eng- land konstruiert worden ist. Als Lichtquelle dient eine Glühlampe, nach dem System Edisons, welche für diesen Zweck am besten geeignet ist, indem sie wenig Wärme aus- strahlt und ein sehr stetiges Licht gibt. Um das Auge vor dem blendenden Licht zu schützen, ist die Lampe mit einem grünen Schirm versehen, oder es wird ein Ring aus mattem Glas angewendet, welcher die Glühlampe wie ein Kragen bis zur Höhe des glühenden Kohlenfadens umgibt. Die beide Figuren darstellen, besteht die Lampe aus einem kastenartigen Fuß A aus Mahagoni-

oder andern Holz, welche mit zwei Handhaben versehen ist. Dieser ca. 8 Centimeter hohe Kasten enthält sieben galvanische Elemente, welche den zur Speisung der Lampe nötigen elektrischen Strom liefern. Auf dem Kasten erhebt sich der verzierte Bronzeständer B, welcher die Lampe trägt. Die galvanischen Elemente bestehen aus einem sechseckigen aus Kohlenplatten hergestellten Gefäß C, worin ein poröser Tonzylinder steht, welcher die Zinkstange Z enthält. Die erregende Flüssigkeit be- steht aus einer besonders nicht dämpfenden Flüssigkeit, über deren Natur der Erfinder sich nicht ausdrückt. Die aus sieben solchen Elementen gebildete Batterie hält sechs Stunden lang aus, ohne einer frischen Füllung zu bedürfen. Das damit erzeugte Licht soll eine Leuchtkraft von sieben Kerzen besitzen und ca. achtzehn Feinheiten kosten. Ueber den Preis der genannten Lampe haben wir leider keine Angabe vorzu- funden. xz.

Sinnsprüche.

Genuß liegt im Kampf nur, im Latendrang,
Bei dem sich die Kräfte steigern;
Mir mundet der süßeste Kuß nur so lang,
Als ihn trotzige Lippen verweigern.

Bist mit dem Glauben du gesegnet
In Menschen, gib ihn nicht verloren,
Wenn unter einer Herde Toren
Dir auch einmal ein Schuft begegnet.

Willst du kommen in die Mode,
Mach' dich geltend, sei nicht faul!
Denn öffnest du nicht selbst das Maul,
Die andern schweigen dich zu Tode.

H. Lenthold.

R ä t s e l .*)

Er ist so stark, daß ihn kein Herr regieren,
Kein Fürst ihn scheuchen kann von seinem Thron,
Und doch kann leicht ein Wörtchen ihn geiren,
Vor dem Gedanken oft entweicht er schon.

Fest ist er oft, daß er selbst Ungewittern
Und wilden Stürmen leistet Widerstand,
Daß ihn Kanonenschüsse selbst nicht mehr erschüttern,
Als Eisenpanzer, bombardirt mit Sand.

Ein Zaubrer ist er auch, — sein seltsam Walten
Wirft Königreiche Bettlern in den Schoß;
Mit allem, was da ist, vermag er lähn zu schalten,
Als wären Welt und Menschen eitel Spielwerk bloß.

Der Zaubrer ist dein Freund, — vielleicht sollt' ich's verschweigen,
O schöne Leserin, — oft hat er dich gelüht;
Man sah ihn oft sich nächtlich zu dir neigen,
Unglücklich wärest du, wenn du ihn mißen müßt.

Hans Eckardt.

Rebus.



*) Wir werden von nun an die Namen der glücklichen Löser der Rätsel und Rebusse veröffentlichen.

Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (Fortsetzung.) — Im nordischen Eis. Von Wilhelm Bloz. (Illustrationen.) — Sprachbewußtsein und Lautminderung. Von August Mühlhausen. — Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart: I. Der glatten Bogen. Von Louise Reindl. — II. Wodans Heer. Von Wilh. Veiser. — Moderne Schicksale. Novelle von Carl Görlich. (Fortsetzung.) — Der Bau des menschlichen Körpers. Eine anatomisch-physiologische Skizze von Bruno Geiser. (Fortsetzung.) — Der Bart. Humoreske von J. — Unsere Illustrationen: Im Vorzimmer des Arztes. — Streit bei Teufels Gebetbuch. — Eine elektrische Tischlampe. — Sinnsprüche. — Rätsel. — Rebus. — Ärztlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Gemeinnütziges. — Mannichfaltiges. — Humorisches. — Ver- lesenden der Universität Göttingen im Winterhalbjahr 1883/84.